

Susanne Hense/ Helga Kutz-Bauer

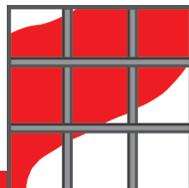
Drei Pfeile in der Kulmer Gasse.

Hamburg-Bamberger Erinnerungen
einer Hamburger Sozialdemokratin



Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten

AvS



Susanne Hense/ Helga Kutz-Bauer

Drei Pfeile in der Kulmer Gasse.

Hamburg-Bamberger Erinnerungen einer Hamburger Sozialdemokratin

Impressum

Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten Hamburg
(AvS)

Textbearbeitung und Redaktion: Dr. Helga Kutz-Bauer
Hamburg 2011

Gestaltung, Layout, Beratung: Sebastian Mietzner, Hamburg

Druck: Bergmann & Sohn ,Hamburg

Copyright: AvS c/o SPD Hamburg

ISBN: 978-3-929728-61-3

Diese Publikation wurde durch die Behörde für Arbeit, Soziales,
Familie und Integration, Freie und Hansestadt Hamburg, gefördert
Bild-Nachweis: alle Bilder bis auf Foto Laubengänge Schlettstadter Str. (nicht zu ermit-
teln) und Abb. Fibelblatt: privat Susanne Hense

Einführung

Susanne Hense fiel mir auf, weil sie bei Veranstaltungen von Alt-Falken und ehemals verfolgten Sozialdemokraten so lebhaft und präzise Ereignisse der Jahre nach 1933 schilderte. Ereignisse, die sich im alten Arbeiterstadtteil Barmbek abspielten und während ihrer Evakuierung in Bamberg, wo sie das Kriegsende erlebte. Diese alltäglichen Erlebnisse einer sozialdemokratischen Familie in der Zeit von Diktatur und Krieg werden eher selten geschildert, obwohl sie Lebenswirklichkeit für Tausende waren: Verhaftungen und drohende Verhaftung, Entlassung und jahrelange Arbeitslosigkeit, Abstempelung ganzer Familien als „politisch unzuverlässig“. Dazu gehört aber auch ihr Festhalten im Glauben an das, was sie verinnerlicht hatten, den Glauben an Solidarität, Menschlichkeit, Demokratie.

Alfred Hense (geb. 1903) und seine Frau Gertrud (geb. von Damm, 1904), waren Sozialdemokraten. Das wäre an sich nichts Besonderes, es sei denn, man sieht sich die Genealogie an. Die Familie des Vaters, mit vielen Kindern und politisch indifferent, gehörte zu denen, deren Überlebenskampf so hart und deren Not so groß war, dass an politisches Engagement nicht zu denken war. Dieses entspricht auch den Analysen über das Wahlverhalten in Hamburg.¹ Doch der Jüngste, Alfred, profitiert von den Reformbestrebungen des Hamburger Schulsystems, besucht die Aufbaustufe, die Selecta, macht eine qualifizierte Lehre und wird Sozialdemokrat.

Die Familie der Mutter gehörte seit Generationen der Sozialdemokratie an. So erwähnt Susanne Hense, dass ihr Großvater als Sozialdemokrat während des Sozialistengesetzes, d.h. zwischen 1878 und 1890, als die sozialdemokratische Partei verboten war, mehrfach die Arbeit verlor – und das in einer Zeit der Sonderkonjunktur wegen der Hafenanchlussbauten! Sie erwähnt auch ihren Urgroßvater, der seine Schusterwerkstatt am Valentinskamp hatte – diese Gegend hatte er sicherlich nicht zufällig gewählt, denn hier befanden sich um die Jahrhundertwende Niederlassungen der Gewerkschaften, Arbeitsnachweise, und – besonders im Bereich Valentinskamp, eine Vielzahl von Arbeiterkneipen und renommierte große Lokale wie „Tütge's Etablissement“ und, gleich um die Ecke, Sagebiel's Etablissement in der Drehbahn², in denen vor dem Bau des Gewerkschaftshauses 1913 auch die großen Partei- und Gewerkschaftsveranstaltungen stattfanden. Und natürlich war es zu jener Zeit selbstverständlich, dass man seine Reparaturen zu einem Gesinnungsgenossen brachte.

Gertrud van Damm hat Alfred Hense in der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) kennen gelernt. Bedenkt man, dass sie aus einer Arbeiterfamilie stammte, so fällt auch hier die qualifizierte Ausbildung auf: sie hatte im Fröbelseminar

eine Ausbildung als Kinderpflegerin gemacht. Man traf sich bei Veranstaltungen, machte gemeinsame Fahrten, und wenn man heute Familien mit sozialdemokratischer Tradition befragt, so kann man feststellen: dass aus den Jugendverbänden der SPD, der SAJ, nach 1945 „Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken“, später den Jungsozialisten (JuSos), viele Ehen hervor gingen – man heiratete unter sich. Die jungen Leute lernten sich kennen, vergleichbares soziales Milieu und gleiche politische Einstellungen waren eine gute Basis für die Ehe.

Und noch eines fällt auf – besonders in Hamburg. Dort gab es schon bei den frühen Bildungsbestrebungen der Arbeiterschaft Diskussionen über die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft und über die richtige Erziehung der Kinder, und spätestens seit der Jahrhundertwende waren reformorientierte Volksschullehrer in hohem Maße mit der Arbeiterbewegung verbunden.³ Nicht wenige von ihnen traten in den Fortbildungsveranstaltungen der Sozialdemokraten auf. Seit 1906 hatten sich sozialdemokratische Eltern mit Schulfragen befasst und deswegen bei den Behörden und Schulleitungen vorgesprochen, denn es war Eltern zu jener Zeit nicht ohne weiteres erlaubt, Schulen zu betreten und mit den Lehrern Kontakt aufzunehmen. Wie bei anderen wird auch aus dieser Lebensgeschichte der Stellenwert der Bildung deutlich: Der größte Schatz der Familie sind die Bücher der Büchergilde Gutenberg, auch das Kind hat eigene Bücher, Singen zu Hause oder im Chor gehört ebenfalls dazu.

In der nachfolgenden Lebensgeschichte – wie in der von der Friedrich-Ebert-Stiftung veröffentlichten Kindheitsbiografie Helga Roeperts⁴ - respektieren auch hier die Eltern das Kind nicht nur als Eigenpersönlichkeit, sondern beziehen es ganz selbstverständlich in ihr politisches Leben mit ein. Die Tochter wird zur Außenseiterin in der NS-Zeit und durchlebt das mit großem Selbstbewusstsein. Und, das wird in der Literatur noch zu selten erwähnt, es gab immer wieder – wie auch in dieser Familie – die kleinen Aktionen von Formen des Dissenses im Alltag, „Verweigerung, Selbstbehauptung und Eigensinn“⁵: hier beispielsweise Verweigerung der BDM-Mitgliedschaft und das Abhören von Feindsendern. Die Fünfzehnjährige bastelt sogar 1943 für eine Mädchengruppe ein Wappen – in den Farben der Demokratischen Weimarer Republik! Auffallend sind die weiterhin bestehenden Verbindungen zu den alten Freunden aus SPD und SAJ. So unternimmt man noch gemeinsame Ausflüge auch nach 1933 – obwohl das leicht falsch interpretiert werden konnte und gefährlich war – und ganz selbstverständlich nimmt eine SAJ-Freundin in Bamberg Mutter und Tochter Hensse auf, obwohl es eng wird, da sie sechs Kinder hat! Der Vater Susanne Hensses als ehemaliger Sozialdemokrat und Reichsbannermann d.h. „politisch Unzuverlässiger“ arbeitet heimlich im Widerstand, ist sie-

ben Jahre arbeitslos. Und doch, so arm wie sie sind, seine Tochter ist in der Schule nicht nur erfolgreich, sie lernt sogar Geige spielen. Neue Kleider gibt es kaum – aber Mutter kann nähen. Urlaubsfahrten im heutigen Sinne gibt es auch nicht, aber weite Fahrradausflüge und glückliche Aufenthalte in der Natur.

Betrachtet man die Bildungssituation der Kinder heute, so fragt man sich, was dazu geführt hat, dass Bildungschancen und Lebensverhältnisse von Kindern in ähnlicher sozialer Lage heute so viel schlechter sind. Wie viele Kinder von Arbeitslosen lernen in der Schule Geige spielen? Man fragt sich aber auch, warum heute manche Eltern ihre Verantwortung für die Zukunft ihrer Kinder nicht wahrnehmen wollen oder können.

Bei Susanne Hensse deuteten all Anzeichen auf Abitur und eine sehr erfolgreiche berufliche Laufbahn hin. Aber wie vielen anderen ihrer Generation haben auch ihr die Umbrüche durch die NS-Machtergreifung und den Krieg Steine in den Weg gelegt. Sie teilte das Schicksal vieler evakuierter Jugendlicher, die in eine fremde Umgebung verpflanzt wurden. Nicht nur ein anderer Dialekt und ein anderes Schulsystem mussten gemeistert werden, sondern auch lange Fehlzeiten, wenn die Schulen geschlossen waren. In der allgemeinen Not der Nachkriegszeit hatte eine Halbweise aus Arbeitermilieu nur minimale Möglichkeiten, das Abitur⁶ zu machen und kaum Chancen auf eine qualifizierte Ausbildung. Zwölf Jahre Leben im NS-System und davon sechs Jahre Krieg haben nicht nur Millionen Leben sondern auch Millionen hoffnungsvoller Lebenswege aus der Bahn geworfen und zerstört.

Aber eines bleibt: die positive Lebenseinstellung, die Susanne Hensses Eltern ihr vermittelt haben, und die Fahrten in die Natur. Sie fuhr per Fahrrad und Zelt durch Schweden, Finnland, Norwegen. Noch heute fährt die über 80jährige im Sommer mit ihrem Fahrrad nach Schweden, in das Land, das sie mit ihrer ersten Falkenfahrt entdeckte und das sie bis heute liebt.

Helga Kutz-Bauer
Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft
ehemals verfolgter Sozialdemokraten Hamburg

1 Vgl. Helga Kutz-Bauer, *Hamburg – das Zentrum der deutschen Arbeiterbewegung (1863-1890)*, in: *SPD Landesorganisation Hamburg – AK Geschichte* (Hrsg.), *Alles für Hamburg: Die Geschichte der Hamburger SPD von den Anfängen bis zum Jahr 2007*, S. 18f

2 vgl. Rita Bake, *Verschiedene Welten II. 109 historische und aktuelle Stationen in Hamburgs Neustadt*. Hamburg 2010, S.164ff. <http://www.hamburg.de/contentblob/2705746/data/verschiedene-weltenii.pdf>

3 Johannes Schult, *Die Hamburger Arbeiterbewegung als Kulturfaktor*, Hamburg 1954, S. 25ff

4 Helga Roepert, „Anfang 1935 flog die Gruppe meines Vaters auf...“. *Erinnerungen einer Sozialdemokratin an eine glückliche Kindheit in schrecklichen Zeiten*, Bonn-(Bad Godesberg) 2010, s.a. <http://library.fes.de/pdf-files/historiker/06980.pdf>

5 vgl. Michael Schneider, *Politischer Widerstand? : Dissens im Alltag des „Dritten Reichs“ ; zur Finissage der Ausstellung „Die Last der ungesagten Worte“*. *Die Tagebücher des Friedrich Kellner 1938/39 bis 1945 / - Bonn (Bad-Godesberg) 2010*, <http://library.fes.de/pdf-files/historiker/07664.pdf>

6 Noch 1960 machten nur 6 Prozent eines Jahrgangs Abitur vgl. Rainer Geißler, *Bildungsexpansion und Bildungschancen, Informationen zur politischen Bildung (Heft 269) Die Mehrzahl der Abiturienten war männlich und kam aus bürgerlichen Familien*.

Drei Pfeile in der Kulmer Gasse.

Hamburg-Bamberger Erinnerungen einer Hamburger Sozialdemokratin.

Schon der Vater meiner Mutter, Karl von Damm, war Sozialdemokrat und aus der Kirche ausgetreten.¹ Er war Kunsttischler und verlor während des Sozialistengesetzes immer wieder seine Arbeit. Er marschierte jedes Jahr in der Maidemonstration². Meine Mutter, Gertrud, geboren am 1. Mai 1904, glaubte als kleines Kind, dass die roten Fahnen ihr zu Ehren aufgezogen wurden. In der Schule bekam sie Schwierigkeiten, als die Lehrerin fragte, ob sie auch immer schön in die Kirche gehe, und meine Mutter sagte: „Ich bin gar nicht in der Kirche.“ Da half auch das „von“ im Namen nicht mehr. Deshalb wurde ihr, so erzählte sie, trotz hoher Intelligenz eine Weiterbildung verwehrt.



Foto: Gertrud von Damm

Mein Großvater wurde nicht zum Krieg eingezogen, denn er hatte Lungen-Tuberkulose, an der er 1921 starb. Meine Mutter hatte vier Brüder und eine Schwester. Alle waren Sozialisten. Nach dem Tod ihres Mannes betrieb meine Großmutter, einen Spielwarenladen mit „Echo“³-Filiale um die Familie durchzubringen. Alle Kinder wurden Mitglied der SAJ⁴, wo meine Eltern sich kennen lernten.

Die Familie meines Vaters war sehr arm. Meine Großmutter väterlicherseits nahm bisweilen das Jüngste ihrer acht Kinder auf den Arm und erschien „zufällig“ bei irgendwelchen Nachbarn, wo gerade gegessen wurde. Es gab genügend Solidarität in den Arbeitervierteln, um das Essen mit anderen zu teilen. Der Großvater von Vaters Seite war Nagelschmied. Beide Großeltern kamen aus Thüringen. Sie wohnten in der Nähe des Michels und erlebten den Brand der Kirche 1906.

¹ Die frühe Sozialdemokratie war antiklerikal eingestellt. Aus ihrer Sicht waren die Kirchen Verbündete der herrschenden Klassen in Staat und Gesellschaft.

² Zwei Jahre nach dem Fall des Sozialistengesetzes führte die erste Feier des 1. Mai 1890 in Hamburg zu massenhaften Entlassungen und Aussperrungen.

³ Das „Hamburger Echo“ war die Zeitung der Sozialdemokratischen Partei in Hamburg

⁴ SAJ: Sozialistische Arbeiterjugend, nach dem Zusammenschluss der SPD und USPD 1922 aus deren Jugendverbänden gegründet

Die Vatersfamilie meiner Mutter war seit Generationen in Hamburg ansässig. Mütterlicherseits kamen sie aus Oberschlesien. Meinen Urgroßvater lernte ich noch kennen. Ich habe ein Foto, auf dem ich auf einem Schemel zu seinen Füßen in seiner Schusterwerkstatt im Valentinskamp sitze und seinen Erzählungen lausche.

Die Familie meines Vaters, Alfred Hense, war politisch indifferent, aber mein Vater war als Einziger und Jüngster überzeugter und standfester Sozialdemokrat. Zwei seiner Brüder waren im Krieg „gefallen“. Meine Mutter ging mit den Kinderfreunden⁵ auf Fahrt. Ich habe noch ein Tagebuch, in dem sie so eine Fahrt beschreibt.

Sie besuchte das Fröbelseminar und wurde Kinderpflegerin. Dadurch bekam sie immer nur ein niedriges Gehalt – denn diese Frauenberufe wurden schlecht bezahlt, aber sie ging in ihrem Beruf auf. Mein Vater besuchte nach Beendigung der Volksschule die Selecta⁶. Danach begann er eine Optikerlehre bei Ruhnke, die er aber nicht zu Ende führte. Er sattelte um und wurde kaufmännischer Angestellter.

1928 heirateten meine Eltern und zogen für zwei Jahre nach Lübeck, weil mein Vater dort Arbeit bekam. Die Weltwirtschaftskrise zeichnete sich bereits ab. Er hatte eine Stelle beim Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfenverband – einer rechtskonservativen und antisemitischen Angestelltengewerkschaft – und war darüber nicht sehr glücklich. Ich sollte im Februar 1929 geboren werden, wollte aber anscheinend unbedingt Hamburgerin werden. Denn als meine Mutter zum Jahresende 1928/29 ihre Mutter in Hamburg besuchte, kam ich am 18.1.1929 in Hamburg zur Welt. (Darauf bilde ich mir heute noch was ein).

In Lübeck erlebten meine Eltern bei Wahlkämpfen den streitbaren Julius Leber bei vollem Einsatz. Nach den zwei Jahren kehrten sie nach Hamburg zurück. Als ich einmal mit meiner Mutter in Lübeck war und ein Haus wiedererkannte, und genau das Café im Dachgeschoss beschrieb, das wir früher besucht hat-



Foto: In Großvaters Schusterwerkstatt am Valentinskamp

⁵ Die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde (1923) eine Unterorganisation der SPD, organisierte Freizeiten für Kinder
⁶ Aufbaustufe an einigen Hamburger Volksschulen für besonderes begabte Kinder

ten, setzte ich sie in Erstaunen. Das war das Café des Konsum gewesen und ich konnte höchstens eineinhalb Jahre alt gewesen sein, denn danach wohnten wir wieder in Hamburg.

Hier zogen wir nach Wandsbek-Gartenstadt in ein Neubaugebiet, Kulmer Gasse 5, Parterre. Es wurde „die Weißen Blocks“ genannt, oder auch Klein Marokko – eben wegen dieser weißen Häuser. Es gab einen Balkon, auf den die Türen von zwei Wohnungen gingen. Ich erinnere mich noch daran, dass ein Nachbar manchmal auf dem Balkon seine Fahrradlampe mit Karbid füllte. Den Geruch fand ich furchtbar. Außerdem sah ich einen „Zepp“ (Zeppelin) vorüber schweben, manchmal auch ein Flugzeug. Alle rannten auf die Straße und schrien „Flieger!“ In der Straße wohnte ein Mann, der bei Sonnenschein draußen saß und sein Bein in die Sonne hielt. Meine Mutter erklärte mir, dass er im Krieg verwundet worden sei und nun versuchte, die Wunde von der Sonne heilen zu lassen. Am Horizont zogen bereits die Nazis drohend auf. Eigentlich sollte ich noch Geschwister haben, aber meine Eltern sagten: „Wenn die Nazis kommen, gibt es Krieg. Da hinein setzen wir keine Kinder.“ Ich hatte schon allerhand mitgekriegt und wusste jedenfalls, dass Krieg etwas sehr Bedrohliches ist.

Mein Vater wurde erwerbslos und blieb es siebeneinhalb Jahre lang. Bald lebten wir von Wohlfahrtsunterstützung, d.h. pro Woche 13,80 Reichsmark.⁷ Eine eiserne Bettstelle hatte mein Vater von der „Wohle“ bekommen. Ich ging manchmal mit ihm zum Stempeln⁸. Als einmal in dem Anfang der 80er Jahre in Hamburg im neu errichteten Museum der Arbeit so ein Stempelschalter aufgestellt war, erkannte ich ihn wieder und sah mich als kleines Kind mit ihm in der Schlange stehen.

Meine Mutter war sehr geschickt und konnte „zaubern“, d.h. aus Nichts was machen, so dass die Not nie zu drückend wurde. Beide Eltern hatten Fahrräder und wir fuhren häufig „raus“ oder gar „auf Fahrt“ übers Wochenende. Ich saß auf dem Kindersattel vor meinem Vater und hörte und spürte seinen Atem im Genick. Wir übernachteten oft im Stroh oder in einem von meiner Mutter aus drei Bettlaken zusammengenähten Zelt. Diese Fahrten waren für mich herrlich. Meine Eltern hatten einen wundervollen Humor, besonders mein Vater machte viel dummes Zeug. Einmal sprang er über einen Stacheldrahtzaun, in dem er mit dem Hosenboden hängen blieb. Der riss aus und an seiner Stelle blickte die weiße Unterhose hervor. Daraus machte meine Mutter überhaupt kein Drama, sondern wir lachten alle drei. Noch später, wenn wir dort vorbeifuhren, sahen wir den Hosenboden im Zaun hängen und im Wind flattern.

Meine Eltern bescherten mir eine glückliche Kindheit. Ich glaubte niemals an den Weihnachtsmann, sondern fand es so schön, dass ich all die liebevoll gebas-

⁷ Das reichte kaum zum Leben, zum Vergleich: das durchschnittliche Gehalt eines Angestellten betrug damals zwischen 150 und 200 RM.

⁸ Einmal pro Woche mussten sich die Arbeitslosen per Stempel bestätigen lassen, dass sie keine Arbeit bekommen hatten.

telten Geschenke von meinen Eltern bekam. Übrigens konnte meine Mutter sich hundertprozentig darauf verlassen, dass ich nicht heimlich mal in der Schublade nachguckte, in der sie die Geschenke aufbewahrte. Sie war nie verschlossen. Ich wollte mir doch die Freude nicht verderben!

Zur Kulmer Gasse gehörte ein Spielplatz mit Sandkiste. Da hier viele Sozialdemokraten und Kommunisten wohnten, war der Umgang sehr fortschrittlich. Das heißt, dass ich zum Beispiel als Kleinkind als ‚Nackedei‘ in der Sandkiste spielte. Meine Mutter erzählte mir, dass mich einmal eine sehr sittenstrenge Frau ansprach und fragte, ob ich mich nicht schämte. Meine Antwort sei gewesen: „Wenn du dich ausziehst, hast du auch einen Popo!“ Übrigens war ich gewohnt, meine Eltern morgens nackt zu sehen.

In der Nähe war ein Kohlenhandel. Dorthin fuhr ich im Winter oft mit meinem Schlitten und holte einen Eimer Brikett. Wir hatten ja Ofenheizung. Im Keller war schon ein Gemeinschaftsbad für die Anwohner. Auch eine Waschküche gehörte zur Wohnanlage. Dort wusch meine Mutter in einer ‚Balje‘⁹ auf einer Ruffel die Wäsche. Oben in der Ruffel war ein Fach, in dem ein Stück Kernseife und eine Wurzelbürste lagen. Meine Mutter hatte oft nach der Wäsche rote, aufgeriebene Finger.

Meine Eltern sangen viel. So lernte ich viele Sozialistenlieder. Außerdem hatte meine Mutter meistens das Wandervogelliederbuch „Der Zupfgeigenhansl“ bei der Arbeit aufgeschlagen neben sich liegen und sang daraus. Außerdem sangen beide Eltern im Volkschor Barmbek unter Heinz Hamm, meine Mutter Sopran, mein Vater Tenor. Und von klein auf, d.h. seit ich dreieinhalb war, wurde ich zum Volkstanz mitgenommen, den Franz Pulmer leitete. Franz und Emmi Pulmer hatten ein Haus im Neugrabener¹⁰ Wald, wo wir sie manchmal besuchten. Dort begegnete ich auch einmal Loki (Schmidt), die mit der ältesten Tochter Anne befreundet war.

Die Nazis wurden immer bedrohlicher. Ich erinnere mich noch, das muss im Sommer 1932 gewesen sein, dass ich auf der Treppe vor dem Haus saß, ange-tan mit von meiner Mutter aus Resten genähten Spielhöschen, und furchtbare Angst vor dem Krieg hatte. Es war immer mehr die Rede von einem drohenden Krieg. Und ein Wahlkampf folgte dem anderen. Die „Weißen Blocks“ waren geflaggt, zeigten die Embleme Hammer und Sichel, die drei Eisernen Pfeile¹¹. Diese waren symbolisch als „Freiheitspfeile“ gegen die drei Hauptgegner, die Nationalsozialisten, die Kommunisten und den rechtskonservativen preußischen

⁹ Eine Wanne aus Zink, die Ruffel war ein gewelltes Blech, das in der Balje stand und auf dem mit der Hande die Wäsche geruffelt wurde.

¹⁰ Damals ein noch ländlicher Stadtteil im äußersten Südwesten Hamburgs
¹¹ Zeichen der „Eisernen Front“, des Zusammenschlusses von insbesondere Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, SPD, Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund und weiterer gegen die demokratiefeindlichen Kräfte gerichteter republiktreuer Organisationen,

Adel gerichtet. Die Reichsbannerkameraden grüßten sich mit „Freiheit!“. Man sah auch schon das eine oder andere Hakenkreuz. Mein Vater war Reichsbannermann und dann auch in der Eisernen Front. Einer seiner Kameraden, Hubert Freetz, war bei den Trommlern und Pfeifern und zog in meinem Beisein meinen Vater auf. Er sagte: „Die Eisernen Front ist eine Pappfront (wahrscheinlich, weil sie nicht losschlug), worauf ich sagte: „Und du, du bist ein Pappkerl.“ Auf meine Eltern, die SPD und die Eisernen Front ließ ich nichts kommen.

Die Kulmer Gasse ist eine Sackgasse. Auf dem Pflaster am Kopf der Sackgasse waren die drei eisernen Pfeile aufgemalt. Nach dem Krieg kam ich dort einmal vorbei – und fand diese drei eisernen Pfeile immer noch vor! Die hatten die Nazis offenbar nicht entfernen können.

Die in den Blocks wohnenden Nazis wussten natürlich, wo die ‚Feinde‘ wohnten. Das machte sich in den Wahlkämpfen sehr bedrohlich bemerkbar. So laurten sie auch den Frauen auf und überfielen sie. Um Abhilfe zu schaffen, versteckten sich die Männer hinter den Büschen und warteten auf die SA-Männer, die mit Pistolen bewaffnet waren und Motorrad fuhren. Als sie wieder die Frauen bedrohten, stürmten die Männer, nur mit Knüppeln bewaffnet, hinter den Büschen hervor und trieben mit ihren Knüppeln die SA in die Flucht. Die waren schon damals feige und wagten sich nur in Überzahl gegen Schwächere.

Das ging so weiter bis zum jämmerlichen Ende 1933. Unsere Wohnung im Parterre hatte ein großes Fenster zur Straße hin. Daran fuhren sie laut knatternd mit ihren Motorrädern vorbei und schossen in unser Fenster. Meine Mutter drückte mich hinter der Fensterbank zu Boden und warf sich über mich. Zum Glück ist uns beiden nichts passiert. Nun kam die Wahl am 5. März 1933. In unserem Wahllokal waren angeblich 98 Prozent Stimmen für die NSDAP abgegeben. Aber unsere Leute kannten sich ja alle und so fragten sie einander: „Hast du die Nazis gewählt???“ Aber natürlich hatte keiner, wir waren ja ein ‚rotes‘ Quartier. Woher sie die 98 Prozent wohl hatten...

Dann kam die Abstimmung am 23. März 1933 über das ‚Ermächtigungsgesetz‘, das zur Grundlage der NS-Diktatur werden sollte. Da unsere Leute alle kein Geld hatten, aber politisch hoch motiviert waren und wissen wollten, wie die Abstimmung ausgegangen war, trafen sie sich bei dem einzigen Radiobesitzer – und keiner kam zurück! Natürlich hatten auch die Nazis gewusst, wer ein Radio besaß und zugriffen. Alle waren verhaftet worden. Nur einem war die Flucht gelungen: Peter Hass. Der kam über die Grenze nach Dänemark, von da aus nach Malmö. Seine Frau, Mary Hass, rannte nun der SA die Bude ein, mimte eine Furie, schimpfte: „Das könnte dem so passen! Haut ab und lässt mich hier mit dem Kind (Inge, eine Spießfahrerin) sitzen! Ich will hinterher!“ Und das Wunder

geschah – sie durfte ihrem Mann nachfahren. Meine Mutter vermutete, dass die SA gedacht hatte: „Den Drachen hetzen wir dem Hass auf den Hals.“

Alle anderen Männer blieben verschwunden, und keiner wusste, wo sie waren. Nun brachte meine Mutter mich zur Oma und setzte sich auf die Spur, um herauszukriegen, wo mein Vater steckte. Sie ging zum Rathaus, zum Stadthaus, zur Polizeibehörde und zum Untersuchungsgefängnis Fuhlsbüttel und konnte ihn nicht finden. Das muss eine fürchterliche Tour gewesen sein. Plötzlich war mein Vater nach vier Tagen wieder da. Die Nazis hatten so schnell nicht das ganze Personal auswechseln können und ein Beamter hatte einen ganzen dicken Aktenordner¹² einfach verschwinden lassen. Zufällig befand sich die Akte meines Vaters darunter. Nun war über ihn keine Akte vorhanden und er wurde entlassen.

Eigentlich hätten meine Eltern mich gar nicht zum Anti-Nazi zu erziehen brauchen, ich hatte von der Seite in meinen vier Lebensjahren schon so viel Schreckliches erlebt, das hat sich mir tief eingepägt. Aber die Nazis versuchten, meine Großmutter auf ihre Seite zu ziehen. Eine so resolute Frau hätten sie gut brauchen können. Sie verriet ihre Überzeugung aber nicht und musste daher auch ihre Filiale aufgeben, in der sie das sozialdemokratische „Hamburger Echo“ verkauft hatte. Eines Morgens fand sie an ihre Schaufensterscheibe ein Hakenkreuz geschmiert, man konnte die Fingerspuren sehen. Das Hakenkreuz war aus – Scheiße! Die schreckten wirklich vor nichts zurück.

Von irgendeinem Genossen, der gefährdet war, hatten wir eine Zeit lang ein Grammophon mit Schellackplatten zur Aufbewahrung bekommen, das war so eines mit einer Kurbel am Kasten zum Aufziehen und einem Tonkopf mit Grammophonnadel, die sich abnutzte und dauernd erneuert werden musste. Dadurch kannte ich auch das Solidaritätslied aus dem Film ‚Kuhle Wampe‘¹³: „Vorwärts und nicht vergessen, worin unsre Stärke besteht, beim Hungern und beim Essen...die Solidarität!“ Das vergaßen meine Eltern nie, sie waren stets zuverlässig solidarisch. Ich lernte auch das Lied von den Kaffeesackschmeißern, gesungen von Ernst Busch¹⁴ Das bezog sich auf einen damals stattgefundenen Skandal, Lebensmittelvernichtung in Brasilien und Kanada. In Brasilien hatte man Säcke mit Kaffee ins Meer geworfen und in Kanada Lokomotiven mit Weizen beheizt um die Preise hoch zu halten.¹⁵ Das Lied endet mit den Strophen:

¹² Die NSDAP verfügte über ganze Listen ihrer Gegner, besonders Kommunisten, ehemalige Reichsbannerleute, Sozialdemokraten. Vgl.: Dokumentation Stadthaus in Hamburg, Gestapo-Hauptquartier von 1933 bis 1943, hrsg. von der Gewerkschaft ÖTV, Bezirksverwaltung Hamburg, Hamburg 1981

¹³ Bekannter Film Ende der Weimarer Republik, kommunistischer Agitationsstreifen

¹⁴ Ernst Busch: Hauptdarsteller in ‚Kuhle Wampe‘, Sänger, anarchistischer Sozialist, siehe Jochen Voit: „Er rührte an den Schlaf der Welt. Ernst Busch. Die Biographie“. Aufbau Verlag, Berlin 2010

¹⁵ Lied der Säckeschmeißer, Text: Julian Arendt / Ernst Busch; Musik: Hanns Eisler, http://www.erinnerungsort.de/_175.html

*Sie werfen den Weizen ins Feuer!
Sie werfen den Kaffee ins Meer.
Und wann werfen die Säckeschmeißer
Die fetten Räuber hinterher?
Siehst du, das hat ,n Sinn, mein Junge!
Siehst du, das wird ein Winter, mein Junge
Wie er in deinem Leben nie wiederkehrt.*

Ich hatte einen eigenen Schrank mit Spielzeug und Kinderbüchern. Meine Eltern sahen sehr darauf, dass ich gute Bücher bekam. Darunter befand sich auch ein Heft der Kinderfreunde „Oh Mieke Meier“, nach 1933 hoch gefährlich, denn darin kamen Wimpel der „Roten Falken“ vor und ein Nazi, dem die Hakenkreuze aus den Augen fielen.

Jetzt begann der Terror der Nazis. Bei uns gab es Haussuchungen. Für meine Eltern waren Bücher Schätze – das war bei allen Sozialisten so. Sie wurden auch untereinander ausgeliehen, denn keiner hatte Geld, aber alle waren wissbegierig. Meine Eltern hatten ziemlich viele Bücher. Darin hauste jetzt die SA wie die Vandalen und übrigen waren sie Banausen und hatten keine Ahnung von Literatur. Wir hatten viele Bücher aus der Büchergilde (Davon habe ich heute noch einige, z.B. von Traven¹⁶ und Ibanez¹⁷) Diese ließen sie stehen, hatte jedoch ein Buch einen roten Einband – egal wie der Inhalt war – dann war es dran! Nun kam etwas ganz Schlimmes: Meine Mutter wurde gezwungen, ihre eigenen Bücher im Ofen zu verbrennen! Sie weinte bitterlich. Ein Polizist mit Tschako (so nannte man damals den Helm der Polizisten), der den SA-Mann begleitete und wohl noch nicht braun gefärbt war, stellte sich zwischen meine Mutter und den SA-Mann, klopfte ihr unauffällig auf die Schulter und sagte leise: „Nun machen sie es nicht noch schlimmer!“

Durch diese Erlebnisse wusste ich schon, was von den Nazis zu erwarten war. Außerdem kannte ich bald den Schreckensbegriff KZ und wusste, dass ich mich vorsehen musste, um meine Eltern nicht ins KZ zu bringen. Bei einer Ausfahrt mit den Rädern kamen wir an einem Wald vorbei, der eingezäunt war. Meine Eltern sagten, dass dort, weit weg hinter einem weiteren Zaun, ein Gefangenenlager sei. Das war gruselig.

Da mein Vater schon so lange erwerbslos war, sollte er nach Glasmoor¹⁸ zum Arbeiten. Meine Mutter stemmte sich mit aller Macht dagegen, ins Moor sollte er nicht – und ging auch nicht – noch war er ja nicht Gefangener.

1935 war ich sechs Jahre alt und wurde eingeschult. Meine Schule stand am Graudenzer Weg (heute Schule Alter Teichweg), eine der wundervollen Klin-

¹⁶ B. Traven (Pseudonym, vermutlich Otto Feige alias Rex Marut) berühmter sozialkritischer Schriftsteller

¹⁷ Vicente Blasco Ibáñez (* 29. Januar 1867 - 28. Januar 1928) war ein spanischer Schriftsteller und Politiker.

¹⁸ Eine in der Nähe von Norderstedt 1922 eröffnete Justizvollzugsanstalt, deren Insassen – auch die politischen Gefangenen – zum Torfabbau eingesetzt wurden.

kerbauten von Fritz Schumacher. Über dem Eingang zur Aula befand sich ein expressionistisches Fresco. Das musste unter der Naziherrschaft natürlich entfernt werden. Zum Glück wurde es aber bewahrt und nur verhängt. Das schien den Nazibanausen nicht aufgefallen zu sein, denn nach dem Krieg konnte es wieder `befreit` werden.

Mit dem Lehrer hatte ich Glück. Es war Alfred Urban, den kannten meine Eltern aus der Sozialistischen Arbeiterjugend und er war natürlich aus politischen Gründen an diese Schule strafversetzt worden. Er hatte seine Ausbildung in der Weimarer Zeit bekommen und war entsprechend fortschrittlich in seinen Lehrmethoden.¹⁹ Zuerst zeichnete er an die Tafel eine Uhr und eine Bahn. So brachte er uns seinen Namen bei: Urban.

Wir hatten Tische und Stühle – nicht die alten Schulbänke mit schräger Tischoberfläche und unverrückbarer Sitzbank, die fest mit dem Tisch verbunden war – kippeln unmöglich. Herr Urban ließ uns Tische und Stühle zusammenrücken und mit dem Lied: „Wer will mit nach Rummelskirchen“ machte er mit uns eine Art Polonaise, indem er mit uns über die Tische stieg und unten durchkroch. Auch bei unserer ersten Klassenreise, eine Woche nach Dassendorf – übernachtet wurde im Stroh beim Bauern – fiel ihm eine tolle Methode ein, uns das Rechnen beizubringen. Im Wald stand ein Zaun mit einer Verbotstafel, auf der bei Übertretung mit einer gewissen Summe als Geldstrafe gedroht wurde. Er ließ uns über den Zaun klettern und auf der anderen Seite ausrechnen, wie viel wir gespart hatten, weil wir nicht erwischt worden waren! Wir erhielten auch nicht diese fürchterlichen Schiefertafeln, die kreischten, wenn man mit dem Griffel darauf schrieb, sondern weiße Emailtafeln mit blauen Linien, darauf konnte man geräuschlos mit Bleistift schreiben und das wieder abwischen. Die Fibel von damals habe ich noch. Die Bilder sind schöne Lithografien Die Buchstaben waren zunächst noch in der einfachen runden Schrift aus der Weimarer Zeit, später bekamen wir Zettel mit der sogenannten²⁰ deutschen Normalschrift. Damit sollte das alte Schriftbild überklebt werden. Wir Kinder nannten sie spöttisch die „Salmischrift“ weil sie so eckig war.

Wir duzten uns alle mit Alfred Urban, dann aber bekam er Bescheid, dass das nicht sein dürfe. Ich kriegte aber das „Sie“ nie raus und sagte von da an: „Du, Herr Urban“, wogegen er nichts unternahm. Da meine Eltern mit ihm befreundet waren, durfte ich manchmal mit ihm nach Hause fahren, das war in Ahrensburg, dort bis Montag bleiben und mit seinen beiden Söhnen spielen. Bei ihnen zuhause war er natürlich Alfred für mich.

¹⁹ Vgl. zur Reformpädagogik in Hamburg: Lehberger, Reiner, Schmidt, Loki, *Früchte der Reformpädagogik. Bilder einer neuen Schule*, Hrsg. Beh. für Bildung u. Sport, Amt für Schule, Hamburg 2002

²⁰ 1941 wurden durch Normalschrifterlass im Auftrag von Adolf Hitler alle gebrochenen Schriften, darunter auch die Deutsche Sütterlinschrift, abgeschafft und die auf Grundlage der lateinischen Sütterlinschrift entwickelte ‚Deutsche Normalschrift‘ an den Schulen verwendet.



So Su se so
 Hei ni sei lei se
 Se o lei se
 O Se o

is

Foto: Fibelblatt welches nachträglich überklebt wurde

Ich erinnere mich auch, dass wir mit alten SAJ-lern (die 1933 verbotene Sozialistische Arbeiterjugend) in dieser Zeit eine Wochenendfahrt nach Altengamme an die Elbe machten. Da wurde viel gesungen, Unsinn getrieben und getanzt, damals konnte man noch in der Elbe baden.

Ich war mit meiner Kindheitsfreundin, Inga Carstens, in derselben Klasse. Sie und ihre älteren Brüder, Rolf und Uwe, ersetzten mir die Geschwister. Beide Brüder „fielen“ im Krieg. Mit zehn Jahren bekam ich einen Gestellungsbefehl, das heißt, ich sollte zum Jungmädelsbund beim BDM²¹. Aber ich ging nicht, ich hatte dazu nicht die geringste Lust. Auch beim nächsten Bescheid, mit elf ging ich nicht, auch nicht, als ich zwölf war. Das hatte für mich dramatische Folgen. Wir hatten im vierten Schuljahr einen Biologielehrer, Herrn Zaacke. Da Biologie mein Lieblingsfach war, wurde er natürlich mein Lieblingslehrer. Alfred Urban war gleich zu Anfang des

Krieges eingezogen worden. Er hatte mich für die Höhere Schule nominiert. Er fiel sehr bald im Krieg. Nun bekamen wir Herrn Zaacke als Klassenlehrer und ich war darüber zunächst froh. Aber Herr Zaacke bestimmte nun, ich solle sitzen bleiben. Das war für mich unbegreiflich. Eben sollte ich noch auf die Höhere Schule und jetzt reichte es nicht einmal für die nächste Klasse! Ich hatte unter Zaacke sehr zu leiden, er stellte sich als 150prozentiger Nazi heraus – und ich mit meinen zwölf Jahren war nicht beim BDM! Nach einem halben Jahr bekamen wir an seiner Stelle zu meinem Schrecken Fräulein Lenz, eine richtige NS-Frauenschaftlerin mit Knoten und großem Abzeichen auf ihrem riesigen Busen. Nun ist alles aus, dachte ich. Aber diese Frau war mein Glück, es scheint, dass sie nur nach außen eine ‚Na-zi-ziege‘ (ein Wortspiel von uns) war, denn ihr hatte ich zu verdanken, dass ich noch in den Oberbau²² kam.

Gleich zu Anfang des Krieges hatte meine Mutter sich zur Arbeit als Kindergärtnerin gemeldet. Sie wollte unbedingt vermeiden, in die Munitionsfabrik ge-

²¹ Bund Deutscher Mädel, Mädchenorganisation der NSDAP, 1930 gegründet

²² Nach 1919 wurde die alte „Selecta“ der Volksschulen, eine Aufbaustufe für die besonders guten Schüler der letzten siebenten Klasse, durch den „Oberbau“ ersetzt, der die 8. bis 10. Klasse umfasste.

steckt zu werden. Nun musste sie deswegen einen beglaubigten Ariernachweis vorlegen, d.h. einen amtlichen Nachweis nicht-jüdischer Abstammung bis zur vierten Generation. Da sie diesen um keinen Preis von der NS-Partei beglaubigen lassen wollte, ging sie zum Kirchenbüro und bekam dort auch die notwendigen Stempel. Auch mein Vater hatte endlich Arbeit bekommen, und zwar bei einem Oberstabsarzt. Um dort gar nicht erst Schwierigkeiten zu bekommen schenkte er gleich reinen Wein ein und sagte, dass er „politisch unzuverlässig“ sei, das war die Bezeichnung, mit der die Nationalsozialisten in behördlichen Unterlagen ihre politischen Gegner kennzeichneten. Der Arzt fragte nur: „Sind sie Kommunist?“ Worauf mein Vater verneinte, er sei Sozialdemokrat. Das interessierte den Arzt nicht und er bekam die Stellung.

Hier ist hinzuzufügen, dass wir nach dem Krieg in Hamburg einem Freund und Nachbarn aus der Kulmer Gasse begegneten, Willi Korte. Er war jetzt Gewerkschaftssekretär. Und er berichtete uns, dass er zusammen mit meinem Vater im Untergrund tätig gewesen war.²³ Davon hatten wir überhaupt keine Ahnung gehabt, und das war auch beabsichtigt. Denn für den Fall, dass die Gruppe aufgeflogen wäre, hätte man nicht nur die Männer verhaftet sondern auch die Familien in Sippenhaft genommen. Aber in Verhören hätten wir nichts aussagen können, weil wir wirklich ahnungslos waren.

Ich hatte unter dem Lehrer Zaacke nervlich schwer gelitten. Das konnten meine Eltern nicht mehr mit ansehen und überredeten mich, nun doch lieber zum Bund Deutscher Mädel zu gehen. Unterdessen war ich dreizehn Jahre alt und ging also zum BDM²⁴.

Die Heimabende fand ich ausgesprochen „blöd“ und



Foto: Ausflug Susanne und ihr Vater mit Willi Korte

²³ Das bestätigte Hans Saalfeld (chem. DGB-Vorsitzender) in einem Gespräch am 11. 1.2011. Er hatte mit Willi Korte, später Vorsitzender der Hamburger IG Bau, Steine, Erden, über die Widerstandsaktivitäten gesprochen und so von dessen illegaler Gruppierung erfahren, die Flugblätter verteilte und versuchte, Widerstand aufzubauen.

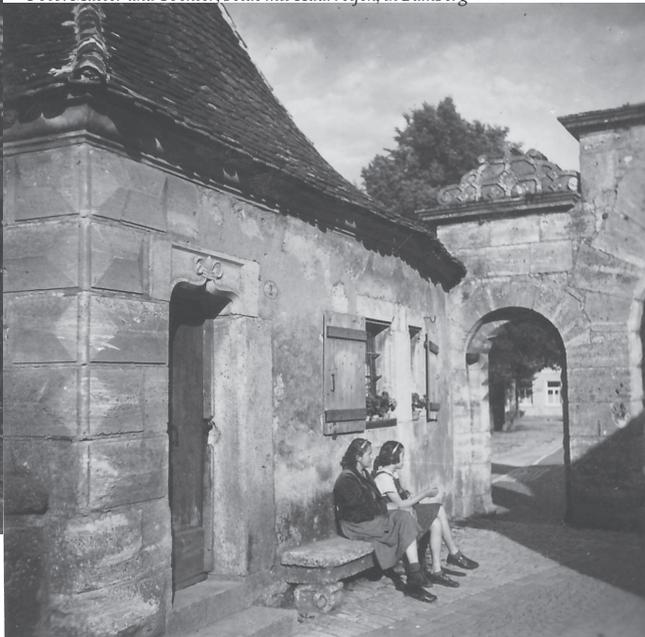
²⁴ Seit Dez. 1936 war die Mitgliedschaft mit dem „Gesetz über die Hitlerjugend“ verpflichtend und es war nicht einfach, sich dem zu entziehen

langweilig. Meine Kindheitsfreundin Inga – wir waren früher unzertrennlich gewesen – entfremdete sich mir sehr schnell. Sie war meine Führerin, konnte mir befehlen, und tat das auch. Das konnte ich einfach nicht verstehen.

Wir wurden angehalten, von Tür zu Tür zu gehen und Altmaterial zu sammeln. Ich wollte das nicht und meine Eltern waren auch dagegen. Mein Vater half mir aus der Klemme. Er ging ins Parteibüro und machte dort ein Riesentheater: Seine Tochter könnte doch nicht in fremde Treppenhäuser gehen, was da alles passieren könne! Und er hatte Erfolg.

Der älteste Bruder meiner Mutter war Kommunist gewesen, jetzt wurde er sehr krank und ging zum Arzt, dem er von früher als Kommunist bekannt war. Der Arzt tat nichts für ihn. Jedes Mal, wenn er den Arzt aufsuchte, fragte dieser ihn suffisant: „Na, Herr von Damm, wo tut es denn heute wieder weh?“ Als mein Onkel endlich ins Krankenhaus kam, war es zu spät. Er hatte Magen- und Darmkrebs und lag ein halbes Jahr unter Schmerzen im Sterben. Er war der Lieblingsbruder meiner Mutter gewesen und sie litt mit. Ein zweiter Bruder war auf der Flugzeugwerft in Finkenwerder tätig. Er stellte für alle weiblichen Familienmitglieder aus Hydronal Haarreifen her, die wir gerne trugen. Er wurde dann eingezogen, schwer verwundet und verlor ein Bein.

Foto: Mutter und Tochter, beide mit Haarreifen, in Bamberg



Einmal wurden wir mit der Klasse ins Kino geführt. An den Film erinnere ich mich nicht, aber an die Wochenschau. Da wurden an der Meeresküste Leichen von der Brandung an den Strand gespült. Ich musste die Augen schließen, weil ich das nicht ertrug. Der Krieg in seiner ganzen Schrecklichkeit war für uns so wenig vorstellbar wie die Ermordung der Juden. In der Kirchenallee hatte ich Menschen mit dem Judenstern gesehen. Und auf Schritt und Tritt sah man Schilder „Für Juden verboten“ oder „Juden unerwünscht“. Aber was mit den Juden wirk-

lich geschah konnten sich nicht einmal meine Eltern vorstellen, das war jenseits aller Vorstellungskraft. Das betraf ja auch die Roma und Sinti. Mein Großonkel Max war mit einer Sintifamilie Weiss befreundet.²⁵ Ich war bei ihnen in ihrem Wagen zu Besuch und spielte mit der Tochter namens Schöni. Und plötzlich waren sie nicht mehr da! Keiner von ihnen war mehr da!

Mit meiner Lehrerin im Oberbau, Ella Ferck, verstand ich mich ausgesprochen gut. Ich sprach sie einmal mit „Du“ an und das bürgerte sich schnell in der ganzen Klasse ein. Dieses Mal hatte offenbar keiner „von oben“ etwas dagegen einzuwenden. Ich habe sie nach dem Krieg besucht. Da hat sie mir erzählt, dass sie sich einmal mit Zaacke im Lehrerzimmer eingeschlossen hatte und ihn zur Rede gestellt hat, warum er mich sitzen lassen wollte, ich sei doch sehr intelligent. Zur Antwort bekam sie: „Das ist es ja gerade! Bei unseren Feinden müssen wir die Intelligenten ausmerzen.“ Ich mit meinen zehn Jahren war also ein Feind.

Durch Elli Ferck sollte ich nach den Ferien 1943 in die Förderklasse zur Höheren Schule. Vorher fuhren wir aber im September 1942 noch in die Kinderlandverschickung (KLV) nach Karlsbad im damaligen Sudetenland, das ja unterdessen „heim ins Reich“ geholt worden war. Wir fuhren auf einem Raddampfer elbaufwärts bis Aussig. Die Besonderheit dieser Fahrt mit einem Raddampfer und durch das Elbsandsteingebirge war mir gar nicht klar. Als wir aber in Magdeburg ausstiegen, um in einer Turnhalle zu übernachten, fiel es mir sehr unangenehm auf, dass, wenigstens damals, es in der Straße keine Bäume gab. Das war in Hamburg anders.

Wir teilten das Heim in der Karlsbader Panoramastrasse 52 mit einer Klasse aus dem Tieloh.²⁶ Deren Lehrer, Herr Ostermeyer, war SS-Mann²⁷ und lief immer in seiner schwarzen Uniform herum. Er war natürlich Lagerführer, tat uns aber nichts, ganz im Gegensatz zu den beiden BDM-Führerinnen. Die beklauten uns nach Strich und Faden.

Nach einiger Zeit stellte sich heraus, dass die beiden BDM-Führerinnen bei sich eine Art Bordell für in der Nähe stationierte Panzergrenadiere eingerichtet hatten. Es genügte aber ein Anruf von Herrn Ostermeyer nach Hamburg zur sogenannten „Bannführerin“ Gertrud Bolz. Sie kam postwendend, die beiden hatten eine Stunde Zeit zum Packen und verschwanden. kamen dann zwei Neue, die aber nicht weiter auffielen.

Als das Lager eingerichtet wurde, wurden ein paar von uns in die städtische Bücherei geschickt, um uns mit Büchern zu versorgen. Der Wagen wurde mit

25 Die Sinti-Großfamilie Weiss lebte in Harburg. Vgl. Viviane Wünsche: „Als die Musik verstummte...“ In: Landeszentrale für politische Bildung Hamburg (Hrsg.): Die nationalsozialistische Verfolgung Hamburger Roma und Sinti. 2. aktual. Aufl. Hamburg 2006

26 Seit 1920 eine von vier Versuchsschulen im Hamburger Arbeiterviertel Barmbek: Koedukation und Reformpädagogik. Der Reformpädagoge und Schriftsteller Wilhelm Lamszus war dort in den 20er Jahren als Lehrer tätig. Er wurde 1933 entlassen.

27 SS-Schutzstaffel der NSDAP, maßgeblich an Massenmorden beteiligt. Nach 1945 verboten.

lauter Nazi-Literatur angefüllt.

Ich suchte stattdessen Reisebeschreibungen aus, so dass ich wenigstens etwas Vernünftiges zu lesen hatte.

Karlsbad war von dichten Wäldern umgeben. In diesem Herbst waren wir dauernd im Wald und sammelten Bucheckern²⁸. Im Lager wurden sie dann ausgepult und zum Trocknen ausgebreitet. Als sie trocken waren, kam plötzlich die Lagerführerin und wollte sie einsammeln. Die Bucheckern seien giftig und wir sollten dafür ein Stück Einheitsseife bekommen. Diese Seife war viereckig, grün, und bestand zur Hauptsache aus Lehm. Das konnte ich nicht einsehen. Von allen, die dazu bereit waren, ließ ich mir die fertigen Bucheckern geben, packte ein Päckchen und schickte es an meine Mutter. Sie mahlte die Bucheckern und buk daraus leckere Makronen, die sie uns schickte.

Im Lager bekam ich Schwierigkeiten wegen meines Haarreifens. Der erinnere wohl zu sehr in die Jugendbewegung von vor 1933. Sie wollten ihn mir verbieten. Ich bin nicht unbedingt eine Kämpferin, aber ich lasse mir nichts abkaufen: Da zog ich eine ganz billige Schau ab. Der sei von meinem Onkel, der an der Front ein Bein verloren habe, ich wolle den Reifen als Andenken an sein Bein tragen. Das war ausgesprochen lächerlich! Ab er es wirkte, ich durfte den Reifen weiter tragen.

Zu Weihnachten stellten wir in unserem Vier-Bett-Zimmer einen Tannenbaum auf, den wir mit selbstgebasteltem Schmuck versahen. Dabei fiel einer Zimmergenossin nichts Besseres ein, als ein Hakenkreuz auszuschneiden und aufzuhängen. Was sollte ich da tun? Das musste nun zu meinem Leidwesen hängen bleiben.

Um die Jahreswende 1942/43 kamen meine Eltern für eine Woche, um mich zu besuchen. Sie fanden Unterkunft in einem Hotel und ich bekam dienstfrei, damit ich die Zeit mit ihnen verbringen konnte. Wir wanderten viel und erkundeten die Gegend. Während dieser Zeit wurde bekannt, dass angeblich Hitlers Schäferhund vergiftet worden sei. Meine Eltern mutmaßten – als wir im Freien alleine waren und uns niemand belauschen konnte – dass Hitler den armen Hund vermutlich als Vorkoster benutzt hatte, um nicht selber vergiftet zu werden, denn wer sollte wohl ein Motiv haben, gerade den Hund zu vergiften?

Die Eltern fuhren wieder nach Hause und legten mir ans Herz, Augen und Ohren offen zu halten. Sie hatten durch ihre Kontakte mit der dortigen Bevölkerung mitgekriegt, dass es unter der Oberfläche brodelte. Von da an wollten sie mir in den Briefen immer 2- und 5-Mark-Scheine schicken, die ich nicht ausgeben sollte, sondern sammeln und wenn es brenzlich würde, alles stehen und lie-

28 Früchte der Rotbuche, die tatsächlich roh genossen schwach giftig sind, aber wegen ihres hohen Fettgehalts für die Ölgewinnung nützlich waren, geröstet, gemahlen und gebacken sehr gut im Geschmack.

gen lassen, zum Bahnhof eilen, zumindest bis über die ehemalige Reichsgrenze fahren und dann sehen, dass ich nach Hause komme. So verhielt ich mich dann auch, noch wurde Flüchten aber nicht nötig.

Selbst uns war nicht mehr zu verheimlichen, dass die Lage in Stalingrad sich zuspitzte. Einmal mussten wir uns eine Führerrede anhören. Ich saß mit einer Klassenkameradin in der hintersten Reihe. Und als in der Rede sehr betont dauernd die Wendungen ‚und dennoch!‘, ‚und trotzdem!‘, auftauchten, begannen wir, eine Strichliste anzufertigen. Was uns außerdem auffiel, war der ‚Beifall‘. Man hörte deutlich, dass das Geräusch bloß durch das Anlassen eines Motors hervorgerufen wurde.

Dann fiel Stalingrad²⁹ und plötzlich erklärten die Führerinnen, dass sie unsere Post einsammeln und selber in den Briefkasten bringen wollten, „damit wir nicht im Dunkeln allein draußen herumlaufen müssten.“ Auf diese Idee waren sie vorher nie gekommen! Ich dachte: „Holzauge sei wachsam“, schrieb einen Haufen unverfängliche Karten an alle möglichen Bekannten, die ich abgab. Den Brief an meine Eltern brachte ich natürlich selbst zum Briefkasten.

Eines Nachts hörte ich ein einsames Flugzeug, aber sonst war der Luftraum über Karlsbad noch ruhig. Da schrieb ich nach Hause: „Ob das wohl Adolf ist, der abhaut?“ Daraufhin bekam ich von meinen Eltern eine Warnung, ich sollte mich vorsehen. Ich begriff sofort. An eine mögliche Briefzensur hatte ich nicht gedacht. Dieses Mal war es zum Glück gut gegangen. So etwas passierte mir nicht wieder.

Im März 1943 fuhren wir wieder zurück nach Hamburg. Nach diesen Sommerferien sollte ich in die Förderklasse der Klosterschule am Berliner Tor kommen, um von da aus auf die Höhere Schule über zu wechseln.

Durch seine Arbeit beim Oberstabsarzt war mein Vater zunächst u.k. gestellt, d.h. unabhkömmlich. Meine Eltern nahmen immer zur gleichen Zeit Urlaub, so dass die ganze Familie gemeinsam wegfahren konnte. 1939 waren wir per Fahrrad in den Harz gefahren. Ich hatte ein eigenes Rad bekommen, an dem mein Vater den Sattel so tief setzte, dass ich an die Pedale herankam. Die nächsten Jahre fuhren wir dann mit den Rädern nach Süddeutschland. In Bamberg wohnte eine Bekannte aus der Sozialistischen Arbeiterjugend, die wir besuchten.

Mittlerweile gab es Lebensmittel und anderes nur auf Marken. Um verreisen zu können, konnte man ein bestimmtes Kontingent Bezugsmarken in Reisemarken umtauschen. Bei einem Besuch in Nürnberg marschierte eine Kolonne KZ-Gefangener in gestreifter Häftlingskleidung an uns vorbei. Meine Mutter ging neben den Gefangenen her, rempelte einen an, schimpfte und steckte ihm dabei Reisemarken in die Hand. Etwas anderes hatten wir ja leider nicht.

²⁹Die Vernichtung der deutschen 6. Armee in Stalingrad war der Wendepunkt des Krieges

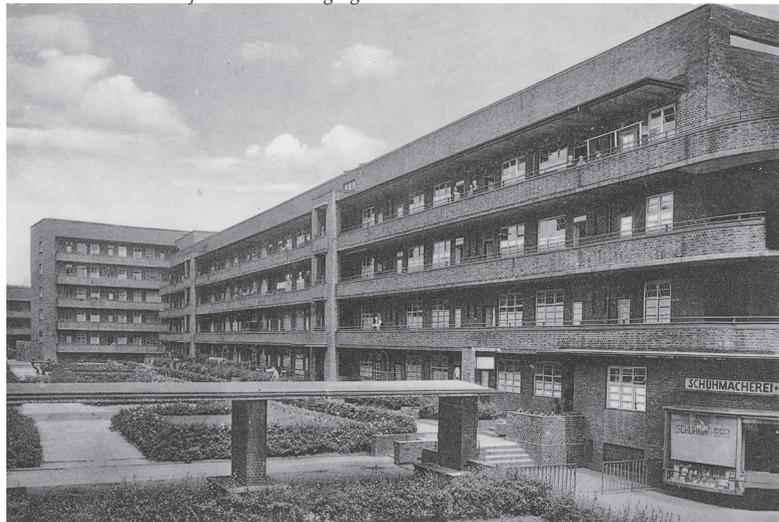
1943 wurden die Soldaten knapp, da half die u.k.-Stellung meines Vaters nicht mehr. Er wurde eingezogen und kam als Rekrut nach Neumünster, wo wir ihn besuchten so oft das ging. Einmal erzählte er uns, dass einer der Rekruten, der so ein Hitlerbärtchen unter der Nase trug, beim Exerzieren keinen Gleichschritt halten konnte. Da sagte der Offizier: „Sie da, mit dem Bart, nehmen sie den Bart ab, damit sie Gleichschritt halten können!“

Da mein Vater vorher für einen Oberstabsarzt tätig gewesen war, wurde er als Sanitäter zunächst in Wandsbek eingesetzt. So musste er zwar eine Waffe tragen, brauchte sie aber wenigstens nie einzusetzen. Das wäre fürchterlich für ihn gewesen, denn er war durch und durch Pazifist.

Bei Beginn der Sommerferien wurde ich nach Bamberg geschickt und sollte dort auf meine Eltern warten, die noch keinen Urlaub hatten. Von da aus wollten wir weiterfahren.

Ich hatte in Hamburg schon reichlich Fliegeralarm erlebt, dann ging es in den Keller, in dem wir ein Bett hatten und oft blieben wir bis zum Morgen dort. Einmal hatte ich aus dem Fenster unserer Wohnung gesehen, wie am Tieloh³⁰ eine Luftmine herunterging. Das ganze Haus schwankte, aber die Häuser in der Schlettstadter Straße, in der wir seit 1938 wohnten, waren so solide gebaut, dass sie keinen Schaden nahmen. Sie waren hervorragend durchdacht – die Architektur aus den 20er Jahren, Backsteinbau mit sogenanntem Laubengang, Rundbalkon und vielen praktischen Einrichtungen im Haus und in der Wohnung. Rundherum war Grün und wir fühlten uns dort ausgesprochen wohl.

Foto: Schlettstadter Straße mit den Laubengängen



Nun war ich also in Bamberg und da brach über Hamburg die Katastrophe der „Gomorrha“-Bombenangriffe³¹ mit dem Feuersturm herein. Es wurde zwar versucht, das im übrigen Deutschen Reich zu

³⁰ Straße in der Nähe

³¹ Die „Operation Gomorrha“ genannten Luftangriffe, die vom 25. Juli bis 3. August 1943 auf Hamburg durchgeführt wurden, trafen insbesondere die Arbeiterviertel, man schätzt 35.000 Opfer

verheimlichen, aber das stellte sich als unmöglich heraus. Immerhin flohen aus Hamburg etwa 900.000 Menschen oder wurden evakuiert.. So viele Menschen kann man nicht verstecken.

Jetzt meldete sich die Angst um meine Eltern! Es war verboten, nach Hamburg zu schreiben und aus Hamburg durfte auch keinerlei Benachrichtigung abgehen. Geheimhaltung! So blieb ich allein mit meiner Angst.

Nach vier Wochen kam meine Mutter an. Sie war mit dem Fahrrad geflohen. Nun hatte ich wenigstens meine Mutter wieder, aber was war mit meinem Vater? Mutter erzählte, dass sie durch das Chaos nach Wandsbek-Gartenstadt gefahren war, dort war mein Vater als Sanitäter im Lazarett eingesetzt. Gerade, als sie dort ankam, fuhr ein Laster vor, aus dem Blut floss, Arme und Beine ragten unter der Plane hervor. Mein Vater sagte: „Dreh dich weg, sieh nicht hin! Das wirst Du dein ganzes Leben nicht wieder los.“

Drei Wochen, nachdem meine Mutter bei mir angekommen war, kam dann ein Brief von ihr an, den sie unterwegs an mich abgeschickt hatte, um mir mitzuteilen, dass sie noch lebte. Noch lange nach dem Krieg bekam ich, wenn ich bei uns im Keller war und ein Flugzeug über uns hinweg flog, solche Angstzustände, dass mir die Beine einknickten und ich mich irgendwo festhalten musste.

Meines Vaters jüngste Schwester Hertha kam mit meinem Cousin Peter zufällig auch nach Bamberg. Sie hatte in Hammerbrook gewohnt, einem der Stadtteile, die bei den Angriffen auf Hamburg am schlimmsten heimgesucht worden waren. Wir begegneten uns auf dem Meldeamt und natürlich konnte sie nur über die Katastrophe sprechen. Sie hatte dort über die verbrannten Leichen steigen müssen und diese Erzählungen waren für meine Mutter sehr belastend, denn auch sie hatte ja den ganzen Schrecken miterlebt. Häufig setzte meine Mutter sich in Bamberg dann an einen Brunnen in der „Alten Hofhaltung“ weil das Plätschern des Wassers beruhigend auf sie wirkte.

Es war auf die Dauer kein Zustand, bei unserer Bekannten Luzie Strober zu wohnen, die selber sechs Kinder hatte und auch noch ihre eigenen Verwandten aus Niedergeorgswerder³² aufnahm. Daher bemühte sich meine Mutter darum, woanders unterzukommen. Im Meldeamt wurde sie von einer Frau empfangen, die ganz offenbar sehr davon beeindruckt war, dass meine Mutter eine geborene „von“ war und ein – für Bamberger Verhältnisse – recht gutes Gehalt bezog. Und dann war ich auch noch im „Oberbau“, was sich toll anhörte und worunter man sich dort nichts vorstellen konnte. So erhielten wir sofort ein Zimmer und zwar bei einem „geheimen Hofrat“³³, Dr. Herd. Alle Bamberger mit genügend Wohnraum mussten ja Flüchtlinge aufnehmen.

³² Kleiner Stadtteil Nähe Norderelbe/Veddel

³³ Nichtakademischer Titel für Kabinettsmitglieder, die in der Zeit der Monarchien unmittelbar dem Monarchen bzw. Fürsten unterstanden

Nachdem wir dort eingezogen waren, wurde von der Familie zunächst im Haus alles abgeschlossen. Sie kannten uns ja nicht. Aber die älteste Tochter, zehn Jahre älter als Mutter, schloss uns bald ins Herz, obwohl sie ja katholisch war und wir beide ‚Heiden‘. Künftig wurde nichts mehr verschlossen und wir durften sogar bei ihnen im Wohnzimmer sitzen.

Ich musste nun eingeschult werden. Da sich niemand etwas unter einem Oberbau vorstellen konnte, kam ich in die Aufbauschule, die mir wiederum kein Begriff war. Das war aber ein Realgymnasium, eigentlich eine Knabenschule. Da nun schon größere Jungen eingezogen worden waren, wurde die Klasse mit Mädchen aufgefüllt. Natürlich musste ich nun Namen und Adresse angeben. Ich sagte meinen Namen und dass ich in der Franz-Ludwig-Strasse 7 bei Dr. Herd wohnte. Die ganze Klasse brach in Gelächter aus und ich wusste erst gar nicht, was los war, dachte zunächst, dass das vielleicht eine anrühige Adresse war. Bis ich dahinter kam, dass es hier so komisch klang, wie ich „s-prach“. Da wurde ich zum ersten und einzigen Mal im Leben diplomatisch und sch-prach ein Vierteljahr lang, verwandelte das Hamburger spitze s-t in sch-t, wobei ich mir recht komisch vorkam. Aber es half.

Ich hatte insofern Glück, dass unsere Klasse gleich nach zwei Tagen in die Hallertau, einem großen Hopfenanbaugebiet, zur Hopfenernte geschickt wurde, eine gute Möglichkeit mich zu integrieren. Dort wurden wir bei einem Bauern in einem ausgeräumten Kuhstall auf Stroh untergebracht, die Jungen kamen zu einem anderen Bauern. Die Plätze teilten sich meine Klassenkameradinnen untereinander auf. Freundinnen suchten sich ihre Plätze natürlich zusammen. Ich kannte noch niemanden. Da sah ich, dass ganz am Ende ein zierliches Mädchen lag und weinte. Ich fragte, was los sei und bekam zur Antwort: „Alle haben eine, die mit ihr zusammen liegen will, nur ich habe niemand!“ Na, das war für mich kein Problem. Also legte ich mich neben sie und von da an war sie meine beste Freundin. Dann stellte sich auch noch heraus, dass sie die Klassenbeste war. Zu meinem Glück! Denn außer in Englisch, wo ich die Beste war, kam ich mit dem Wissenstand der Klasse gar nicht mit. Besonders in Mathematik war ich ganz schlecht, Mathematik ist sowieso immer meine Achillesferse gewesen, und ohne Lydia Trammer, „Bim“ genannt, meine Freundin, hätte ich es nicht geschafft. Bim wurde nie müde, die Aufgaben mit mir Tag für Tag durchzunehmen, bis ich sie begriffen hatte.

Die Bauern in der Hallertau wollten uns „armen Stadtkindern“ etwas Gutes tun und hatten extra für uns ein fettes Schwein geschlachtet. Nun bekamen wir täglich, außer Freitags, fettes Schweinefleisch. Ich hatte ja schon Mangel kennen gelernt und wollte das Fett nicht wegwerfen, denn wir waren ja schon im vierten Kriegsjahr und die Zuteilungen waren minimal. So würgte ich das Fett hinunter und konnte fast gar nicht dagegen an.



Foto: Klassenfoto Bamberg 1944

Ich wartete immer sehnlichst auf den Freitag, da gab es Fastenspeise.

Wir mussten nun also Hopfen ernten, und zwar im Akkord. Das tägliche Soll waren drei „Metzen“, d.h. meterhohe Körbe voll. Das schaffte ich nie und hätte bis in die Nacht auf dem Feld bleiben müssen, wenn mir die anderen nicht beige-standen hätten. Sie waren viel flinker als ich und hatten abends sogar noch mehr als das nötige Soll. Das gaben sie mir und füllten meine Metze auf. So war ich sehr schnell integriert, darüber wundere ich mich heute noch. Ich passte so gar nicht dazu, denn ich war Flüchtling, und Flüchtlinge waren höchst unwillkommen. Außerdem kam ich aus dem hohen Norden und sprach so komisch. Auch war ich ‚Heide‘ in einer rabenschwarzen, erzkatholischen Gegend. In der Schule war mein Wissenstand unter dem allgemeinen Niveau (im ersten Zeugnis bekam ich zwei Sechsen und eine Fünf), auch war ich kein Nazi und hatte bis Kriegsende keine BDM-Uniform. Bestimmt hätte ich eine Uniform bekommen, wenn ich sie beantragt hätte, aber das tat ich eben nicht. Das war jedoch nicht alles, denn ich hatte rote Haare und trug statt der dort üblichen Dauerwelle einen Bubikopf und den besagten Reifen, interessierte mich nicht für Mode und trug im Winter Kniestrümpfe und Trainingshose, während die meisten anderen Mädchen in meinem Alter schon Seidenstrümpfe trugen.

Ich hatte Heimweh nach Hamburg. Zwar war und ist Bamberg eine wunderschöne Barockstadt, doch das Heimweh blieb, wir wussten ja nicht, ob wir jemals wieder nach Hause kommen könnten.

Wir mussten also Kleidungs- Bezugsscheine beantragen. Dafür kaufte meine Mutter unter anderem Wolle, um mir eine Jacke zu stricken. Aus dieser Wolle zogen wir seltsamerweise lange Menschenhaare hervor. Meine Mutter fragte, was das sei und bekam die Antwort: „Schafwolle“. Sie sagte: „Na, das sind wohl deutsche Schafe!“. Wir ahnten damals aber noch nichts von den Gräueln in den KZs, sonst hätte uns vor dieser Wolle gegraust und wir hätten sie abgelehnt. Luzie war befreundet mit einem Bäcker namens Dicker³⁴. Sie führte uns dort ein. Er vertraute uns und lud uns manchmal ein, Feindsender zu hören. Dann saßen



Foto Gertrud Hense beim Bäcker Dicker

wir alle um sein ganz leise gestelltes Radio, das Licht war ausgeschaltet, damit kein verräterischer Strahl hinaus dringen konnte, denn er hatte ja Personal. Mit dem Radio saßen wir unter dicken Decken verborgen, damit kein Geräusch nach draußen drang.

Endlich erfuhren wir, dass unsere Wohnung in Hamburg zwar beschädigt war, aber noch stand. So fuhren wir nach der Hopfenernte nach Hamburg um nachzusehen. Dort bekam ich im Knie eine Wundrose, sie war durch die lange Reizung der Haut durch die Hopfenranken hervorgerufen worden. Wir irrten durch die Hamburger Trümmerlandschaft auf der Suche nach einem Arzt und ich fiel dabei mehrere Male in Ohnmacht.

Aber wir mussten ja nach Bamberg zurück und wohnten dort glücklicher Weise bei einem Arzt, der mich behandeln konnte.

In der Schule bekamen wir als Aufsatzthema „Stadt und Land“, das hieß, das Landleben in den Himmel zu loben und die Stadt, den „Asphaltdschungel“ in Grund und Boden zu verdammen, das entsprach der Naziideologie. Das wusste ich zwar, aber trotzdem schrieb ich einen Aufsatz, in dem ich ein Loblied auf Hamburg sang. Das musste ich dann vorlesen und die Klasse war empört. Der Klassenlehrer, Dr. Fehn, sprang aber für mich in die Bresche, paukte mich raus und nahm mich zu meiner Verwunderung in Schutz. Natürlich trug auch er ein Parteiabzeichen, aber wer kann schon in das Innere eines Menschen schauen? Meistens hatten wir freie Wahl bei dem Aufsatzthema, aber manchmal war es auch vorgegeben. So hieß es einmal: „Vorsicht, Feind hört mit!“ Da ließ ich eine

³⁴ Heute heißt der Laden Marktback

unglaubliche Schwarte vom Stapel und bekam eine Zwei. Als meine Mutter das las, fragte sie entgeistert: „Wo hast du das denn her?!“ Meine Antwort: „Ich brauche doch bloß abzuschreiben, was auf den Plakaten steht!“

Wir litten beide unter Heimweh. Da fanden wir heraus, was man mit einer Hakenkreuzfahne machen konnte. Wir kauften eine mit aufgenähtem Emblem, trennten es heraus und auf die rote Fahne zeichneten wir das Hamburger Wappen. Das hängten wir uns an die Wand.

Unterdessen, nachdem meine Klassenkameradinnen sich an mich gewöhnt hatten sprach ich wieder mit dem spitzen s-t. Eine Klassenkameradin erzählte mir später, ich sei ihr mit meinem Hamburg hier, Hamburg da fürchterlich auf die Nerven gegangen. Aber als sie später einmal nach Hamburg kam, musste sie neidlos zugeben, dass ich gar nicht übertrieben hatte.

Dann fuhren wir wieder nach Hamburg, um nach unserer Wohnung zu sehen. Mein Vater hatte meiner Mutter eine kleine Kamera geschenkt und sie hatte einen Rollfilm ergattert. In Hamburg fotografierte sie die Trümmer und ich passete auf, dass niemand kam, denn das war bei Strafe verboten, es konnte ja den Durchhaltewillen untergraben!

Unser Musiklehrer, Herr Professor Berthold, lief grundsätzlich in brauner Uniform herum. Er „beglückte“ uns einmal mit einer von ihm selbst getexteten, ver-



Foto: Kochen in der Schlettstadter Str. 4

tonten und in Satz gebrachten in jeder Hinsicht dümmlichen „Fliegerkantate.“. Als die Stunde vorbei war und die Klasse den Musiksaal verließ, saß ich noch am Rande mit niedergeschlagenen Augen, um nicht in Lachen auszubrechen. Da kam die Klassenkameradin Inge Deml (heute Papsthart) an mir vorbei und fragte ironisch; „Bist du auch so ergriffen?“ Ich antwortete nur mit „Ja“, dachte: „Sieh mal einer an, eine Wesensverwandte!“ Natürlich konnten wir uns nicht offen austauschen. Aber nach dem Krieg erzählte sie mir, dass ihr Stiefvater zum Kreisauer Kreis gehörte.

Nun musste ich ja schließlich zum Dienst im BDM, aber da ich dazu keine Lust hatte und sehr musikalisch bin, von Klein auf im Singen geübt, ging ich zur Singeschar. Das war ein gemischter Jugendchor der Hitlerjugend. Wir hatten einen hochmusikalischen Chorleiter – natürlich auch er in brauner Uniform – und sangen wirklich sehr gut. Natürlich in erster Linie Nazilieder, aber auch alte Madrigale. So konnte ich sogar dem Dienst etwas abgewinnen. Einer meiner Klassenkameraden hatte herausbekommen, dass ich Geige spielte, er hatte das Herr Nüsslein, dem Chorleiter, erzählt. Der bestimmte dann, ich müsse die Geige mitbringen und zur Probe vorspielen. Zunächst musste ich zum Vorspielen ins „Vororchester“. Da bestimmte Herr Nüsslein dann schnell, dass ich ins „Bann-Orchester“ sollte. Da schrillten bei mir alle Alarmglocken, denn beim Singen stand ich ganz hinten und konnte mich mit schwarzem Rock und weißer Bluse durchmogeln, aber als Geigerin musste ich vorne sitzen und nun wirklich HJ-Uniform tragen, denn wir wurden ja immer bei Parteiveranstaltungen eingesetzt. Da habe ich wieder Theater gespielt: „Ich kann das nicht! Ich leide so unter Lampenfieber, dass ich mich garantiert verspielen werde.“ Ich war fest entschlossen, das hätte ich auch getan! Zum Glück begriff das Herr Nüsslein und mir blieb das Bannorchester mit der Uniform erspart. Meine Entschuldigung wegen der nicht vorhandenen Uniform war stets, dass wir ja nichts mehr hatten. Und ich hielt bis zum Ende des Krieges ohne Uniform durch!

Ein paar von uns Mädchen – wir waren so etwa vierzehn Jahre alt – gründeten einen „Club“ oder „Bund“ wie wir ihn nannten. Dazu brauchten wir auch ein Wappen. Das entwarf ich. Es war Schwarz-Rot-Gold – die Farben der Republik. Natürlich durfte ich das nicht zugeben. Ich erklärte einfach, ich hätte ursprünglich an Dunkelblau gedacht, dann aber gesehen, dass die Farben auf Schwarz besser leuchteten. Das wurde dann akzeptiert.

Als ich im Sommer 1944 eines Tages nach Hause kam, war meine Mutter nicht da, man berichtete mir, dass meine Mutter nach Hamburg gefahren sei. Dass sie mich nicht mitgenommen hatte, kränkte mich. Als sie wiederkam, erzählte sie, mein Vater sei ‚gefallen‘. Gefallen – verheizt und umgebracht in einem Krieg, den wir nicht gewollt hatten! Wir waren nur mit einem hektographierten Schreiben von einem sogenannten ‚Abwicklungskommando‘ benachrichtigt worden,

in dem nur Name und Datum eingetragen waren. Angeblich war er durch einen Herzschuss „sofort tot“ und „einer der Besten“. Aber woher wussten sie das mit dem Herzschuss? Normalerweise wurde einem Gefallenen die Erkennungsmarke abgenommen und zusammen mit dem Soldbuch den Hinterbliebenen zugeschickt. Wir bekamen nichts dergleichen. Das bedeutete, dass die Einheit wohl schon in voller Auflösung und heller Flucht gewesen war. Von Rückzug war natürlich nie die Rede, es wurde 'Frontbegradigung' genannt. Als Sanitäter, das wussten wir, war er ganz vorne, um Hilfe zu leisten. Was muss er alles mit angesehen haben! Wir hatten von ihm einen Brief bekommen, der für eventuelle Zensoren völlig unverfänglich war. Er schrieb: „Wenn du das hier sehen würdest, dann wüsstest du, dass wir siegen werden.“ Wer ‚wir‘ war, das wussten meine Mutter und ich: Wir von der demokratischen sozialistischen Opposition. Er muss schreckliche Verbrechen von SS und Wehrmacht gesehen haben. Auch der jüngste Bruder meiner Mutter, der bei einer Fahrradkompanie an der Ostfront eingesetzt war, erzählte uns nach dem Krieg, er habe so schreckliche Sachen hinter der Front gesehen, dass er sich erbrechen musste.

Nun waren meine Mutter und ich noch enger verbunden – falls das überhaupt noch möglich war. Meine Klassenkameradin Inge hat mir später erzählt, dass sie mich immer beneidet hat um die enge Verbundenheit und das Einverständnis zwischen uns beiden.

Meine Mutter besorgte nun ein Zimmer für ihre Mutter und holte Oma aus den Trümmern Hamburgs nach Bamberg. Mutters Schwester Edda hatte vor der Feuersturmkatastrophe meinen Cousin Niels geboren. Eigentlich wollte sie ihn Nils nennen, aber das war nicht erlaubt, weil nicht deutsch genug, so musste ein ‚e‘ eingeschoben werden. Meine Mutter setzte sich jetzt auf die Spur von Edda, sie hatte bereits eine winzige, aber abgeschlossene wenn auch unfertige Wohnung für sie ausfindig gemacht. Als Edda und Niels endlich gefunden wurden, war es höchste Zeit, denn er war fast verhungert! Niels konnte schon seinen Kopf nicht mehr halten. Auf dem Dorf, auf dem Edda gestrandet war, hatte sie für den Säugling weder Milch noch Nahrungsmittel bekommen, dort hasste man die Flüchtlinge.

Nun gingen wir Drei daran, ihn wieder aufzupäppeln. Zwar waren auch unsere Zuteilungen minimal, aber wenn es nichts anderes für ihn gab, nahmen wir ihn auf den Arm, kauten Nahrungsmittel zu Brei und schoben es ihm von Mund zu Mund. Das hört sich vielleicht unhygienisch an, aber es hat ihm das Leben gerettet. Er entwickelte sich prachttvoll – er hatte drei Mütter. Jetzt aber heulten auch in Bamberg die Sirenen und Edda wohnte mit Niels an der Bahn. Und statt die Munitions- und Truppentransporte aus der Stadt zu bringen, wurden sie mitten in der Stadt abgestellt. Natürlich gab es Angriffe darauf und Edda hatte in der Nähe keine öffentlichen Luftschutzräume außer dem Felsenkeller, der viel

zu weit weg war. Ständig waren wir in Sorge um sie und fuhren mit den Rädern sofort los zu ihr, wenn es Vorentwarnung gab.

Wieder einmal fuhren wir los und zwar noch während des Vollalarms. Bei Edda war alles in Ordnung und wir fuhren zurück. Es gab Entwarnung, aber seltsamerweise hörten die Sirenen überhaupt nicht auf und dazu kam ein seltsames Brummen.. Da merkten wir, dass das von Flugzeugen kam, wir dachten natürlich, das seien deutsche. Als ich nachsah, konnte ich das Hoheitsabzeichen an den Flugzeugen sehen und stellte mit Schrecken fest, dass es Amerikaner waren. Um genauer sehen zu können, waren wir von den Rädern gestiegen und nun hatten wir in Panik nicht mal mehr Zeit, wieder aufzusteigen und hetzten zu Fuß, das Rad schiebend, in verschiedene Richtungen, wussten wir doch, dass auf alles geschossen wurde, was sich bewegte. Ich kam bis zur Promenade, wo unser Haus stand, da explodierte die Luft rundherum, Bomben fielen, ein Pater packte mich, warf mich hinter einer Anschlagssäule zu Boden und deckte mich mit seinem Körper. Nun wurde aus Bordkanonen geschossen. Als das endlich vorbei war eilte ich ins Haus und sah aus dem Fenster in die Richtung, in der ich meine Mutter verloren hatte. Ich rief dauernd „Mutti, Mutti!“ – da kam sie endlich und sie schob das Rad. Sie hatte sich in einen Hauseingang geflüchtet, in dem auch ein Fronturlauber stand. Der hatte die ganze Sache verflucht und gesagt, dass die Leute in der Luftschutzleitung wohl verrückt geworden seien, Entwarnung zu geben, wenn noch Flugzeuge über der Stadt sind.

Langsam kam das Kriegsgeschehen näher an Bamberg heran. Es liegt auf sieben Bergen, in denen die Brauereien jeweils Bierkeller besitzen. Die Trennwände waren durchbrochen worden, so dass man unter ganz Bamberg hindurch laufen konnte. In der Nähe der Wohnung meiner Großmutter wurde ein Luftschutzsteg über die Regnitz gebaut, so dass wir in den Keller konnten, denn unten an der Regnitz war ein Eingang. Die Felsenkeller waren auch tagsüber geöffnet. So gingen wir einmal hinein und trafen dort unvermutet auf eine Arbeitsgruppe, bestehend aus einem Aufseher und zwei Häftlingen in gestreifter Kleidung. Der eine war wohl noch nicht lange in Haft und sah noch einigermaßen aus, aber der andere war eine Elendsgestalt, bleich, hohlwangig, mit ausgeschlagenen Zähnen. Mit ihnen reden konnten wir ja nicht wegen des Aufsehers, so legten wir später in einer Nische etwas für sie ab, in der Hoffnung, dass sie es fänden und auch behalten konnten.

Einmal wollten wir wieder über den Steg und in den Keller. Von einer Seite kamen schon die Flugzeuge im Tiefflug angeflogen. Der Steg schien mir unendlich lang und ich hatte das Gefühl, nie anzukommen, schaffte es aber doch.

Nun kam die Front bedrohlich näher. Wir blieben jetzt jedes Mal im Felsenkeller und gingen nur manchmal an den Eingang, um Luft zu schöpfen. Dabei trafen wir einen Soldaten, der von der Ostfront kam. Wir saßen am Eingang, über uns

jaulten die Granaten hinweg. Der Soldat sagte, die, welche man hört, seien ungefährlich, die, welche uns treffen, würden wir nicht hören. Ich war sechzehn Jahre alt und uns war ja egal, wer uns befreien würde. Der Soldat sagte aber, meine Mutter sollte froh sein, dass hier die Amerikaner kämen. Sie könnte sich nicht vorstellen, was die Russen mit den Frauen anstellten.

Drüben, im Hauptsmoorwald war ein Munitionslager versteckt. Das hatten wir gar nicht gewusst – der Wald war immer eines unserer Ausflugsziele gewesen. Jetzt wurde das Lager beschossen und flog zum Teil in die Luft. Noch im Nachhinein packte uns Angst und Schrecken.

Bei uns im Keller saß auch ein hohes Tier der NS-Partei, Herr S. war ein „Goldfasan“, so wurden sie wegen des goldenen Parteiabzeichens genannt. Der fing plötzlich an zu jammern, er habe einen Gestellungsbefehl bekommen und solle jetzt nach Amberg, er sei ja nie aus Bamberg raus gewesen! Die Empörung bei uns war groß! Diese Männer hatten keine Scheu, unsere Männer in fremde Länder an die Front zu schicken und der bricht tatsächlich in Tränen aus, weil er in den letzten Kriegstagen von Bamberg nach Amberg – das gerade 120 km, d.h. zwei Stunden Fahrt entfernt war – verlegt werden sollte. Aber er wusste sich zu helfen. Er verschwand und kam nach einer halben Stunde wieder, in Zivil, und seine Uniform wurde später aus der Regnitz gefischt.

Auf der Regnitz lagen „Schelch“ genannte Fischerkähne, mit denen man auch übersetzen konnte. Die Fischerin hat sich da bei Kriegsende große Verdienste erworben. Es waren nämlich auf dem Steg Minen gelegt, um ihn zu sprengen und ihr Schelch war von den Nazis in Brand gesteckt worden, denn sie glaubten ernstlich, mit solchen Aktionen den Vormarsch der Amerikaner aufhalten zu können. Die Fischerin aber löschte das Feuer und warf die Minen, unter denen sich später auch noch Panzerfäuste fanden, ins Wasser. Dadurch blieb der Steg erhalten, wichtig für die Altstadt Bambergs, denn die lag auf einer Insel, von der wären wir nicht so leicht weggekommen und mit den Nahrungsmitteln hätte es große Probleme gegeben.

Auch die Brücken über den Main waren nun gesprengt. Sie lagen nun im Wasser und man konnte recht bequem über die Stahlkonstruktion auf die andere Seite gelangen. Das war ja wohl nicht sehr effektiv um die Amis aufzuhalten. Allerdings waren die Wasser- Gas- und Stromleitungen unterbrochen, so dass wir sehen mussten, wie wir uns behelfen.

Die in Bamberg befindlichen Lazarette waren geräumt worden und wir hatten tagelang gesehen, wie die Elendszüge der Verwundeten, ja selbst der Beinamputierten, sich durch die Stadt quälten. Für die war keine Fahrgelegenheit vorhanden. Alles was Räder hatte, selbst die Feuerwehr, war im Wald in Sicherheit gebracht und versteckt worden. Nichts war mehr da für die Bevölkerung und besonders für die Verwundeten – Hauptsache der Fuhrpark war gesichert.

Zum Glück wurde Bamberg zur Freien Stadt erklärt und so von Häuserkämpfen verschont. Einige fanatische „Werwölfe“ (das letzte Aufgebot) schossen aus den Kellern heraus auf die Amis. Wir fürchteten, dass es nun doch noch Kämpfe geben würde. Aber die Amis wurden ohne weiteres mit diesen Wirrköpfen fertig. Für uns war der Krieg am 13. April 1945 zuende.

Die Wehrmacht hatte einen Güterzug mit 360 Pferden und deren Mannschaft im Wald abgestellt. Dort wurde er von amerikanischen Flugzeugen aus beschossen. Alle kamen um. Der Frühling 1945 war sehr warm und die Leichen gingen in Verwesung über. Tagelang hing der Verwesungsgeruch über der Stadt. Die Amis sammelten alle Nazis ein, derer sie habhaft werden konnten, gaben ihnen Gummistiefel und Gummihandschuhe und nun mussten sie die ganze Verwesung in Waggons schaufeln, die um die Stadt herum in eine Abdeckerei gefahren wurden.

Für uns gab es sogenanntes „Curfew“, d.h. Ausgangssperre, zuerst nur zwei Stunden Ausgang am Tag. Da mussten wir uns mit Eimern an einer Pumpe in der Nähe anstellen, um Wasser zu holen. Durch die Brückensprengungen war ja jede Versorgung unterbrochen. Bald wurde jedoch Curfew auf vier Stunden verlängert. Wo nun etwas Essbares hernehmen? Eine Meierei, die ja auch keinen Strom zum Buttern hatte, verkaufte ihre Sahne für zwei Mark pro Liter. Wir hatten ein Gefäß, das zwei Liter fasste. Ich stellte mich bei der entstandenen langen Schlange an. Wir lösten uns dabei ab, weil ich nicht lange stehen konnte und Schwächeanfälle bekam.

Einmal hörten wir, dass das Heeres-Versorgungslager am Grünen Markt (ehemals Tietz) zur Plünderung freigegeben war. Der Weg war für uns nicht weit, also rannten wir hin. Es herrschte ein fürchterliches Gedränge und das reine Chaos. Meine Mutter ergatterte einen halben Papiersack Haferflocken. Damit stellte sie sich auf einen Treppenabsatz, weil ich ins obere Stockwerk wollte. Da sollte es irgendwelche Kleidung geben. Sie wollte hier warten. Dort fand ich ein paar Herrennachthemden, Feudel (Wischtücher) und solche aufgerauten Damenschlüpfer wie man sie damals trug. Ich nahm so viel an mich, wie ich konnte. Plötzlich hieß es: „Es brennt, alles raus!“ Eine Hintertreppe führte nach draußen. Ich glaubte, meine Mutter sei auch rausgelaufen und rannte nach Hause. Dort war sie nicht. Ich stellte mich mit meinen Sachen auf die Straße, um sie zu erwarten. Das nutzten andere Leute, um mir meine Sachen wegzunehmen. Um noch etwas zu retten, brachte ich den Rest ins Haus. Da meine Mutter immer noch nicht kam, lief ich zurück zum Lagerhaus. Das war unterdessen wieder zugänglich. Und auf dem Treppenabsatz stand meine Mutter! Sie hatte gesagt, sie würde dort auf mich warten und das hatte sie getan! Das war typisch meine Mutter! Was sie sagte, das hielt sie unter allen Umständen. Sie hatte Angst um mich gehabt, aber wartete wie versprochen und hatte auch die Haferflocken bewacht.

Nun konnten wir Edda und den kleinen Niels Sahne und Haferflocken bringen. Sie ihrerseits hatte die Gelegenheit gehabt, aus einem stehen gebliebenen Güterzug Käse und Dosen mit Leberwurst zu organisieren. Wir tauschten die Güter untereinander. Dann hörten wir von einem Lagerhaus der Baywa (Bayerische Warenvermittlung). Dort konnte man auch etwas plündern. Also hin! Da herrschte schon ein richtiges Tohuwabohu. Alle Waren, die dort lagen, waren durcheinander geworfen. Wir banden die Ärmel unserer Jacken zu, um sie als Sack zu benutzen, und schaufelten da hinein, was wir kriegen konnten. Nachher saßen wir im Hause am Tisch und sortierten: die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen. Es waren Erbsen, Bohnen, Haferflocken und Pfefferkörner durcheinander. Wir hatten ja Zeit, wir durften nicht raus. So hatten wir eine nahrhafte Beschäftigung.

Uns gegenüber war ein Fotoatelier. In einer Schauvitrine waren Fotos von Militärs und Nazis ausgestellt. Einmal hörten wir Glas klirren, sahen aus dem Fenster, und da versorgten sich Amis mit den Fotos als Souvenirs. Wir mussten lachen. Da drehte sich einer um und hob die Hand zum Hitlergruß. Meine Mutter schüttelte den Kopf, wir waren ja wirklich keine Nazis, aber woher sollten sie das wissen. Da sagte der Ami: „Nun keiner Nazi, keiner!“ Wir zogen uns von Fenster zurück und meine Mutter sagte: „Das ist ja wahr, plötzlich will es keiner gewesen sein.“

Es gab ein sogenanntes „Fraternisierungsverbot“. Daran hielten sich die Amis aber nur begrenzt. Wir waren überhaupt erstaunt über alles. Wir waren ja nur den Gleichschritt der Soldaten mit auf das Pflaster knallenden Knobelbechern gewohnt und so eintönige Viertakttrommeln, rummms, rumms / rumms – rumms – rumms. Nun marschierten täglich die Amis durch unsere Straße zu irgendeinem Appell. Und was für einen Rhythmus schlugen die auf ihren Trommeln! Den kann ich heute noch. Und den Marschschritt hörte man gar nicht. Sie hatten Krepptsohlen an den Füßen. Als wir allmählich wieder raus durften, erlebten wir, wie auf den Wiesen an der Regnitz Soldaten lagen, und wenn ein Offizier vorbeikam, wie sie lässig, sogar im Liegen, die Hand zum Gruß an die Mütze legten, anstatt aufzuspringen, die Hacken zusammen zu knallen, und zackig zu grüßen, wie es bei uns üblich gewesen war.

Als wir beide einmal durch die Straßen gingen, kamen von hinten drei amerikanische Soldaten und nahmen uns in die Mitte, einer rechts, einer zwischen uns, und einer links, und legten uns die Arme um die Schultern. Und ohne, dass wir beide uns verabredet hätten, langten meine Mutter und ich aus und knallten ihnen eine. Daraufhin lachten sie und ließen uns in Ruhe.

Die amerikanischen Besatzer hatten eine Verordnung erlassen, dass alle Rundfunkgeräte, Waffen, Fotoapparate und Ferngläser abgegeben werden mussten. Meine Mutter besaß ja noch ihre 6x6 Welta-Kamera³⁵.

³⁵ Das Weeka-Kamera-Werk, 1914 gegründet, produzierte unter einfachsten Bedingungen mit zwei Mechanikern Amateurrkame-

Damit sie bei einer eventuellen Hausdurchsuchung nicht gefunden wurde, wickelten wir sie in Zeitungspapier und versteckten sie unter der Asche im Ofen. Es gab aber keine Durchsuchung bei uns. Die Kamera habe ich noch heute.

Einmal hatte ich die dicke Überschrift „Hitler dead!“ in der amerikanischen Armeezeitung „Stars and Stripes“ gesehen: Ich lief nach Hause und brachte diese Neuigkeit meiner Mutter. Zu meiner Enttäuschung reagierte sie gar nicht besonders. Für sie war das wohl einfach eine Selbstverständlichkeit.

Die ersten Parteien wurden wieder zugelassen. Wir gingen in eine SPD-Versammlung. Da waren außer uns beiden nur alte Männer. Vermutlich waren das alle, die die Nazizeit überlebt hatten. Ich habe an diese Versammlung nur zwei Erinnerungen: Sie sangen ein Lied, das ich nicht kannte: „Sie standen in Norweg's Feld, gerüstet zum Streit“, das Lied endete mit: „das Banner kann stehen, wenn der Mann auch fällt.“³⁶ Einen großen Unterschied in den Durchhalteparolen der Nazis konnte ich da nicht entdecken. Und außerdem wurde so viel geraucht, dass eine dicke Qualmwolke alles verhüllte und wir zwei Nichtraucherinnen noch gelang nach Qualm stanken.

Ich konnte ja nun alle unsere alten Sozialistenlieder unbeschadet singen. Von der Warschawianka³⁷ fehlten mir aber Strophen. Deshalb ging ich ins Büro der KPD, um sie da zu erfahren. Ich bekam sie auch, aber sie wollten mich gleich zum Eintritt überreden. Da biss ich sie aber auf Granit! Ich sagte, „Ich bin doch erst sechzehn!“ „Das macht nichts, das geht trotzdem“. „Nee, ich bin noch zu jung!“ und weg war ich.

Am Ende des Krieges wurden Hakenkreuzfahnen verramscht. Wir hatten uns einige gekauft, die Hakenkreuze rausgetrennt und aus dem roten Stoff für jede von uns ein Kleid genäht. Mit bunten Garnresten bestickt sahen sie richtig hübsch aus. Die Hakenkreuze nahm meine Großmutter, zerschnitt sie in lauter schwarze und weiße Rechtecke und nähte dieses zu schwarz-weiß-gewürfelten Kissenbezügen zusammen. Auch meine Großmutter konnte „zaubern“ und aus diesem Dreck – das waren für uns die Hakenkreuze – was Hübsches machen.

Nun war das Problem: wie kommen wir nach Hamburg? Unsere Wohnung stand, wenn auch beschädigt, wie durch ein Wunder inmitten all der Trümmer in Barmbek. Wir litten sehr unter Heimweh und gingen wöchentlich zweimal in

ras. 1919 produzierte das Unternehmen schon 8 Grundmodelle Plattenkameras mit dem Namen „Welta“.

36 „Das Banner kann stehen wenn der Mann auch fällt“ stammt aus dem Lied „Tord Foleson“ des Norwegers Per Sivle. In der Verfassungsrede vom 11. August 1928 zitiert Gustav Radbruch (SPD, zeitweise Justizminister, renommierter Rechtsphilosoph) einen Vers des Liedes und spricht von einem der „schönsten Kampf- und Trutzlieder der Arbeiterschaft“.

37 Polnisches Freiheits- und Arbeiterkampflied: „Feindliche Stürme durchtoben die Lüfte/drohende Wolken verdunkeln das Licht/Mag uns auch Schmerz und Tod nun erwarten/gegen die Feinde ruft auf uns die Pflicht./Wir haben der Freiheit leuchtende Flamme/hoch über unseren Häuptern entfacht:/die Fahne des Sieges, der Völkerbefreiung,/die sicher uns führt in die letzte Schlacht...“

die wieder eröffneten Kinos, denn dort wurde in der Wochenschau immer was von Hamburg gezeigt. Dabei sahen wir dann auch den Film „Die Todesmühlen“. Die Befreier hatten gefilmt, was sie im KZ Bergen-Belsen vorgefunden hatten. Wir waren ja auf einiges gefasst, denn dass es KZs gab und es dort furchtbar war, das wussten wir. Aber das Entsetzen, diese Leichenberge aus Skeletten, das ging einfach über den Verstand. Es wurde auch gezeigt, dass die Aufseher/innen und die Bürger der umliegenden Ortschaften gezwungen wurden, dort durch zu gehen und sich das anzusehen. Der Name einer Oberaufseherin, Irma Greese³⁸, hat sich mir unauslöschlich eingepägt. Man konnte auch sehen, dass die Leichen von Bulldozern in Massengräber geschoben wurden, weil man dieser Massen anders einfach nicht Herr werden konnte. Damals erfuhr ich von einem Gedicht, das ein dreizehnjähriges Mädchen in Auschwitz geschrieben hatte, und das sich mir bis heute unauslöschlich eingepägt hat:

*Täglich hinter den Baracken
Seh ich Rauch und Feuer stehn.
Jude, beuge Deinen Nacken
Keiner hier kann dem entgehn!...*

.....³⁹

Im März 1946 hörten wir von einer so genannten Fahrbereitschaft. Die Grenzen zwischen der amerikanischen und britischen Zone waren unterdessen geöffnet worden. Als eine Fahrt nach Hamburg angesagt wurde, griffen wir sofort zu und bekamen auch einen Platz in einem vollbeladenen Laster unter der Plane. Zwei Tage und Nächte saßen wir völlig verkrampft zwischen der Ladung, ohne zu wissen, wo wir uns befanden, denn sehen konnten wir nichts. Nur zur Pinkelpause konnten wir aussteigen und uns hinter dem Laster einigermaßen verbergen. Dann hörten wir einmal den Fahrer jemanden nach dem Weg zum Hauptbahnhof fragen. Er bekam die Antwort in bestem Hamburgisch: „Jaa, da müssen sie da längs foohren, dann geradeaus...“ Das war Musik in unseren Ohren! Meine Mutter rief: „Wir sind in Hamburg!“. Zwar lag ja alles noch in Trümmern, aber wir waren in Hamburg!

Nun hieß es, sich in den Trümmern zurecht zu finden, denn man konnte ja nichts wieder erkennen. Orientierungspunkte gab es nicht mehr. Man musste über Schuttberge turnen. Aber natürlich schafften wir es.

Das Erste, was ich dann tat, war, mich nach der SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend – so hieß sie damals zunächst noch) zu erkundigen. Zwölf lange Jahre hatte ich darauf gewartet! Ich fand eine Gruppe auf dem Dulsberg in der damaligen Schule Ahrensburger Straße, jetzt Krausestrasse. War das herrlich! Wir sangen

³⁸ Aufseherin in Ravensbrück, später Bergen-Belsen, geb. 7.10.1923. Hingerichtet am 13.12.1945

³⁹ vgl. Ruth Klüger, *Weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen 1993, S.124. Susanne Hense kann dieses Gedicht nach einmaligem Lesen in seiner gesamten Länge nach über 60 Jahren noch immer auswendig:

unsere Sozialisten- und Wanderlieder, machten schon Fahrten in Hamburgs Umgebung, in der Turnhalle gab es Volkstanz, und natürlich diskutierten wir uns die Köpfe heiß. Ich sog alles auf wie ein ausgetrockneter Schwamm. Jetzt hatte ich auch das Erlebnis von expressionistischer Malerei. Das war eine Offenbarung. Die Liebe zu diesem Stil dauert bis heute an. Eine Pfingstfahrt mit Zelten machten wir an den Mönchsteich. Die Erlaubnis dafür mussten wir bei den Engländern beantragen. Sie waren sehr sittenstreng und gaben die Bewilligung nur unter der Auflage, dass Mädchen und Jungs nur in zwei bis drei Kilometer Entfernung voneinander aufgestellten Zelten übernachten durften. Was hatten sie bloß für eine Vorstellung von uns, wir hatten ganz andere Interessen, als unsere Sittsamkeit zu gefährden! Und natürlich hielten wir uns nicht an diese Order. Wir wollten nur ein freies vergnügtes Jugendleben führen - wir hatten ja so viel nachzuholen.

In der Nähe des Barmbeker Bahnhofs war eine Baracke zum Willi-Häussler⁴⁰-Heim eingerichtet worden, dort war auch das Kreisbüro der SPD-Nord. Da gab es eine Anti-Kriegs-Ausstellung. Hier bekam ich ein Buch zu sehen, von dem meine Eltern gesprochen hatten „Lebende Leichname“. Es war nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, wurde aber nach kurzer Zeit vom Markt entfernt. Es enthielt Fotos von grässlich verstümmelten Menschen, die vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten wurden. Zum Beispiel, wo von einem Kopf fast nur noch die Hirnschale übrig war, alles andere ein grauenvolles Loch – und der Mensch lebte noch, sein Gehirn war ja noch heil. Oder ein Mann, der nur noch aus dem Oberkörper bestand, und ähnliche Schreckensgestalten. So etwas durfte natürlich nicht an die Öffentlichkeit, und auch danach habe ich nie wieder etwas von dem Buch gehört oder gesehen.

Nun musste ich wieder zur Schule. Gerne wäre ich in die Walddörferschule gegangen, aber die war überfüllt. So kam ich in das Lyzeum am Lerchenfeld. Entlang des Eilbekkanals, auf meinem Schulweg zum Lerchenfeld standen sogenannte Nissenhütten. Das waren halbrunde Wellblechhütten, von den Engländern aufgestellt, um Obdachlose und Flüchtlinge unterzubringen. Der Winter 1946/47 war extrem kalt und lang, und in diesen Nissenhütten erfroren viele Menschen. Wir hatten ja ein zwar beschädigtes, aber immerhin ein Dach über dem Kopf. Natürlich funktionierte die Zentralheizung nicht. Also hatten wir uns aus den Trümmern einen zweibeinigen Kanonenofen⁴¹ besorgt. Das dritte Bein wurde durch Ziegelsteine ersetzt und das Ofenrohr aus dem Fenster verlegt. Zum Heizen suchten wir uns in den Trümmern Holz. Meine Tante Lotte,

⁴⁰ Wilhelm (gen. Willi) Häussler, Reichsbanner, Sozialdemokrat, KZ 1936-1945 wegen „Hochverrat“, gest. 22.3.1945 im Nebenlager des KZ Neuengamme durch Bombenangriff.

⁴¹ so genannt wegen der Ähnlichkeit mit einem Kanonenrohr. Ein gusseiserner zylindrischer Ofen auf drei Füßen, sehr beliebt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

die auch zurückgekehrt war, wohnte in Bramfeld nahe dem Bramfelder See in einem Plattenhaus⁴². Von diesen Häusern steht noch eines am Kritenbarg 8 als ‚Gedenkstätte Plattenhaus‘. Tante Lotte nahm mich einmal mit zu einer Lücke im Zaun des Ohlsdorfer Friedhofs. Durch die krochen wir hindurch und fällten auf der Innenseite eine Fichte als Feuerholz. Auch viele Straßenbäume waren diesem Winter der Kälte zum Opfer gefallen

Eine Nachbarin nahm mich mit ins Theater. Das Schauspielhaus spielte damals im Gewerkschaftshaus⁴³. Es gab „Torquato Tasso“ mit Will Quadflieg. Als wir nach Hause kamen, stand in Friedrichsberg ein Kohlenzug. Ich war von dem Schauspiel noch so eingesponnen, dass ich gar nicht an Klauen dachte, aber meine Nachbarin kletterte auf den Zug und warf Briketts herunter. Ich hatte aber gar nichts, um sie einzupacken – wir kamen ja aus dem Theater. So nahm ich eben mein Kopftuch ab und packte vier Briketts hinein. Das waren ja in jener Zeit Schätze! Wenn man zum Beispiel zum Friseur sollte, musste man nicht nur sein eigenes Handtuch mitbringen, sondern auch zwei Briketts, sonst wurde man nicht bedient.

Wir hatten in unsere beschädigte 40qm-Wohnung auf Bitten eines Nachbarn eine dreiköpfige Familie Wagner aufgenommen, die in einem Keller gewohnt hatte. Wir konnten nicht verstehen, wieso Frau Wagner selbst in diesem kalten Winter immer Fenster und Türen sperrangelweit aufmachte. Ihr ältester Sohn war bei der Polizei und nahm tagsüber den Hamsterern ihre Waren ab, zog sich dann um und ging abends in Zivil hin und holte die Sachen nach Hause. So konnten sie in dem kleinen Zimmer, das sie bewohnten, heizen und mussten nicht frieren, aber wir froren.

Irgendwann behauptete Frau Wagner plötzlich, wir hätten kein Recht auf die Wohnung, sie gehörte jetzt ihnen! Zum Glück hatte meine Mutter einen Genossen in der SPD, der ihr beistand und einfach als Beamter vom Wohnungsamt auftrat und die Frau einschüchterte. Meine Mutter konnte die Wagners rausklagen – und da verstanden wir dann, wieso die Frau immer so gelüftet hatte: Ihr Zimmer war verwanzt. Sie hatte die Wanzenpopulation nur durch die Kälte klein halten können. Wir mussten den Kammerjäger bestellen, der dem Spuk ein Ende machte.

Meine Mutter war inzwischen bei der Kinderbetreuung der Arbeiterwohlfahrt (AWO) tätig. Diese Selbsthilfeorganisation war von den Nationalsozialisten zerschlagen worden und wurde 1946 in Hannover wieder gegründet.

Mit ihrem Fotoapparat hielt sie bei einer Kinderfreizeit auf dem Köhlbrand⁴⁴ fest, wie das alte Emblem der AWO in Handarbeit neu erstellt wurde.

42 Behelfsheimen aus Baufertigteilen aus Beton, 1944/45 von weiblichen Gefangenen des KZ Außenlagers Sasel montiert
43 Das größtenteils unverschürte Schauspielhaus übernahmen die Besatzungsmächte. Erst nach und nach, endgültig ab 1948, ging es wieder in deutsche Hände über.

44 Köhlbrand ist der Name eines 325 Meter breiten Elbarms zwischen der Süder- und der Norderelbe. Am dortigen Strandbad gab es schon in den 20er und 30er Jahren Tagesausflüge für Kinder.

Mein früherer Lieblingsonkel Andreas, der jüngste Bruder meiner Mutter, kam jetzt aus amerikanischer Gefangenschaft zurück. Natürlich nahm meine Mutter ihn auf und er bezog das kleine Zimmer. Er bekam Arbeit bei der PRO⁴⁵ auf der Peute und brachte sich oft von dort Lebensmittel mit. Jetzt passierte etwas, was ich damals nicht begreifen konnte: Er beschuldigte mich dauernd, ihn bestohlen zu haben. Jetzt glaube ich, dass er einen Lagerkoller hatte, aber das war damals ein noch unbekanntes Symptom. Ich jedenfalls war entsetzt und empört über solche Anschuldigungen. Als auch er dann versuchte, meine Mutter aus der Wohnung zu verdrängen, „weil sie keinen Anspruch darauf habe“, war das Maß voll und sie musste ihn ebenfalls rausklagen. Sie war ein hilfsbereiter und familiengebundener Mensch, und doch wurde ihr so etwas geboten. Sie hatte es schrecklich schwer. Doch sie wurde nicht verbittert, sondern behielt ihre liebenswerten Eigenschaften.



Foto AWO-Emblem wird gemalt, Erholung für Kinder auf dem Köhlbrand

Unser Gruppenleiter Bernhard Musall verließ unsere SAJ-Gruppe und wurde Kreissekretär der SPD Nord. Später mussten wir zu unserer großen Enttäuschung erfahren, dass er Mitarbeiter der Staatssicherheit der DDR war und sich in die Sowjetzone abgesetzt hatte, und zwar unter Mitnahme von Geld und Dokumenten aus dem Büro des Parteisekretärs John Leyding! John hatte ihm, wie wir ja auch, vertraut! Er war bitter enttäuscht worden. Außerdem hatte Musall die vom Landeswahlamt zur Verfügung gestellten Wähleranschriften an eine Versicherungsgesellschaft verkauft.

Nun hatten wir keine Gruppe mehr und ich war unglaublich traurig. Das schrieb ich einer ehemaligen Klassenkameradin aus dem Oberbau, Janna Bock, die in Berne wohnte und mit der ich noch in Verbindung stand. Von ihr wusste ich, dass sie bei den Falken⁴⁶ war. Sie schrieb mir, ich solle doch nach Berne kommen, da gebe es eine sehr nette Gruppe. Sofort fuhr ich hin, trat der Gruppe bei und hatte dort eine fantastische Zeit. Eine zweite Klassenkameradin war dort auch, Ulla Hillig, jetzt Ursel Rudolph. Sie ist immer noch unglaublich aktiv in der Berner SPD.

⁴⁵ Konsumgenossenschaft Produktion, gleichgeschaltet 1933, wiedererrichtet

⁴⁶ In den Jahren 1945 bis 1947 genehmigten die Besatzungsbehörden kaum Organisationsnamen mit politischer Ausrichtung. So schlossen sich die SAJ/Falkengruppen unter den verschiedensten Namen zusammen. 1951 waren nun die früheren Kinder- und Jugendgruppen unter einem Namen in einem Verband: „Sozialistische Jugendbewegung - Die Falken“.

Ich hatte Hungerödeme, und während fast alle Menschen abgemagert waren, sah ich entsprechend ‚wohlgenährt‘ aus, was mir viele sehr hässliche Nachrufe eintrug, unter denen ich sehr litt. Bei den Falken wurde ich niemals deswegen gehänselt, da war ich so akzeptiert wie ich war.

Die Sommerfahrt 1948 an den Stecksee, kurz nach der Währungsreform, und die Fahrt 1950 ins IUSY-Camp (International Union of Socialist Youth) in Stockholm, waren einschneidende und so prägende Erlebnisse, dass wir noch heute davon erzählen, als ob es unsere einzigen Fahrten gewesen wären. Wir hatten ja zum ersten Mal nach der Nazizeit ins Ausland fahren können und erlebten internationale Solidarität. Und zwar nicht bloß aus Europa, sondern aus anderen Erdteilen. Tage Erlander⁴⁷ sprach die Begrüßungsworte auf Schwedisch. Zwar verstand man kein Wort, aber ich war von dem Klang dieser Sprache verzaubert. Ich hätte stundenlang zuhören können.

1951 bekamen wir Besuch von einer dänischen Sozialistischen Jugendgruppe aus Esbjerg und Aarhus. Sie waren bei Familien in dem unzerstörten Berne untergebracht. An sich mochten wir mit unseren Trümmern nicht hausieren gehen, aber als wir auf irgendeine Art erfuhren, dass jemand nach Hause geschrieben hatte, was wir eigentlich jammerten, „hier sei doch alles heil“, entschlossen wir



Foto: Die Falkenfahrt nach Schweden

uns, mit ihnen nach Hammerbrook-Rothenburgsort zu fahren. Das war ja noch immer eingemauert wegen der noch herrschenden Seuchengefahr, weil noch nicht alle Leichen geborgen waren. Es schien uns doch notwendig, ihnen auch

⁴⁷ Schwedischer Politiker, sozialdemokratischer Ministerpräsident in Schweden 1946-1969

dieses Hamburg zu zeigen. Mit Mitgliedern der Berner Gruppe habe ich heute noch Verbindung.

Im Lyzeum wurde nicht nach meinen Kenntnissen gefragt, sondern ich wurde einfach eingeschult. Bald fühlte ich mich dort höchst unglücklich. Das hatte mehrere Gründe. Durch den langen Schulausfall im letzten Kriegsjahr – die Schulen in Bamberg waren seit etwa einem Jahr geschlossen – war ich hier die Älteste in der Klasse. Auch war ich in Bamberg in einer Koedukationsklasse gewesen und kam hier in eine Klasse voller Backfische, die sich hauptsächlich über Tanzstunden und ähnlich Oberflächliches unterhielten. Es waren zumeist sogenannte „höhere Töchter“ aus bürgerlichen Familien, ich kam jedoch aus einer Proletarierfamilie und war mir dessen bewusst. Unglücklicher Weise hatte ich den naturwissenschaftlichen Zweig gewählt, ohne zu wissen, dass Mathematik dazu gehörte, denn niemand hatte mich dabei beraten. Mathematik war stets mein schlechtestes Fach gewesen und hier hatten wir fünf Doppelstunden! Das konnte nicht gut gehen. Doch ich wollte nicht umsonst so lange zur Schule gegangen sein und zwang mich, noch bis zur Mittleren Reife durchzuhalten (Dieser Abschluss war damals noch etwas!). Da ich mittlerweile bereits 18 Jahre alt war, konnte ich nun selbst bestimmen und meldete mich von der Schule ab. Als ich das meiner Mutter sagte, reagierte sie auf eine für sie typische Weise. Sie sagte: „Das ist dein Leben.“ Es muss eine herbe Enttäuschung für sie gewesen sein. Sie hätte sich notfalls die Hände blutig gearbeitet, um mir das Abitur zu ermöglichen, aber es gab keinen Vorwurf, nichts dergleichen.

Ich bemühte mich dann um Arbeit und wurde in der Briefzensur bei der englischen Besatzung angestellt, in der Abteilung für englische Briefe. Für mich war das Briefgeheimnis aber Tabu, und so gab ich keinen Brief „zur Vernichtung frei“. Das kostete mich die Arbeitsstelle. Dann sollte ich in einem englischen Club arbeiten. Bedingung war außer Englisch: Dauerwelle und Lippenstift. Das kam für mich nicht infrage. Ich nahm noch ein paar Mal Arbeit hier und da an. Unterdessen machte ich eine Eignungsprüfung beim Arbeitsamt und man stellte fest, dass ich „handgeschickt“ war. Nach vergeblichen Versuchen, im Kunstgewerbe eine Ausbildung zu bekommen (als Weberin, Töpferin etc.), musste ich dann eine Ausbildung als `Feinblechnerin` machen, die nicht viel Zukunft hatte. So hatte der Krieg nach einem so vielversprechenden schulischen Beginn manch eine Hoffnung – und nicht nur bei mir – zerstört.

Viel später, ich war schon über Vierzig, sagte meine Mutter einmal, sie hätte sich immer Vorwürfe gemacht, weil sie mir als Kind nie richtig etwas geben konnte, wie Schokolade zum Beispiel, und ob sie überhaupt richtig gehandelt hätten, mich so informiert zu halten. Ich hätte doch davon einen Nervenschaden erlitten, der sich in Zuckungen und Verzerrungen äußerte. Daraufhin konnte ich ihr zum Glück sagen, dass ich eine wunderschöne, reiche Kindheit gehabt

habe. Beide Eltern waren immer für mich da und wir haben so viel unternommen. Ich habe niemals etwas vermisst. Und ich bin dankbar, dass sie mir so vertraut und mich immer informiert haben, sonst hätte ich ja vielleicht ein ebenso überzeugter Nazi werden können, wie ich eine Sozialdemokratin gewesen und geblieben bin. Ich habe niemals daran gezweifelt, dass sie im Recht waren. Wie viele Kinder haben in ihrer Verblendung sogar ihre Eltern ans Messer geliefert. Meine Eltern haben mich davor bewahrt, dass am Kriegsende meine Welt zusammen brach. Das passierte so vielen Kindern und Jugendlichen, die den Phrasen und Lügen der Nazis geglaubt hatten. Zum Glück konnte ich meiner Mutter das noch sagen, denn als ich vierundvierzig war, starb sie. Was ich bin, danke ich meinen wunderbaren Eltern.



